Philosophie und Leben

4. JAHRGANG + 12. HEFT + DEZEMBER 1928

„Im Dienste der Volkseinheit erstrebt unsere Zeitschrift eine sachliche Aussprache der verschiedenen weltanschaulichen Richtungen."

Philosophische Novelle

Bruchstück aus einem Gespräch

Von Willy Meckbach

... und nach euren Reden, denen ich nun solange schon aufmerksam zugehört habe, scheint ihr mir gerade in einem Zustande des Denkens zu sein, in dem jenes mein Erlebnis auch für euch wertvoll sein kann. Daher möchte ich es euch erzählen. So ganz rasch aber wird das nicht gehen. Denn mit ein paar Worten läßt es sich nicht mitteilen, sofern das, was für mich und auch für meine Lebensauffassung darin wichtig, ja bestimmend war, euch deutlich zu Bewußtsein kommen soll.

Da ich mich nun aber anschicke zu berichten, muß ich erst einen Widerstand in mir überwinden, ein Gefühl, das mir gleichsam die Zunge schwer macht. Handelt es sich doch um etwas ganz Innerliches, so Innerliches, daß man es fast überhaupt nicht erzählen kann. Auch habe ich erst zweimal in meinem Leben zu anderen davon gesprochen und nicht so ausführlich, wie ich zu euch reden will.

Aber nicht nur diese Scheu, die ich überwinden will, hält mich zurück. Ich frage mich auch: irre ich nicht etwa sehr, wenn ich glaube, ich hätte euch etwas Wichtiges zu erzählen? Was habe ich denn erlebt? Was geschah damals vor bald zwei Jahrzehnten? Es war eigentlich ja nichts oder fast gar nichts. Nämlich nichts weiter, als daß ich geträumt habe, aufgewacht bin und dann lange nachdachte oder eigentlich nachfühlte meinem eben gehabten Traum. Und wenn in diesem Augenblicke, da ich meine Erinnerung zusammenzufassen suche, wieder in mir jenes Gefühl nachklingt, mit dem der Traum mich bewegte, wie könnt ihr ahnen und wie kann ich es euch auch nur ein wenig begreiflich machen, mit welcher stillen, mächtigen Gewalt dieser ferne Nachklang mich jetzt hier, wie ich unter euch sitze, in meinem Innersten ergreift? Wie sollt ihr mitempfinden können, was in diesem Nichts, das so viel war, das Eigentliche gewesen ist, kraft dessen dieser Traum und sein Nachklingen in allem meinem Erleben etwas ganz Einziges geblieben ist. Ich selbst ja, wenn ich vorher gestorben wäre, hätte zwar auch ein reiches Leben gehabt, aber einen Begriff hiervon, oder auch nur von der Möglichkeit dessen hätte

ich nicht bekommen. Und so mag es euch wohl ferne liegen, und vielleicht werden meine Worte an euch vorbeiklingen. Aber doch glaube ich, muß ich es euch erzählen.

Unsere Unterhaltung, die uns nun schon den ganzen Abend so lebhaft beschäftigt, war gerade in ein matteres Fahrwasser gelangt. Geht es doch mit Gesprächen auch so, wie man es heutzutage von den Kulturen zu sagen liebt, daß sie ihre Blütezeit haben, die denn allerdings nicht immer fortdauern kann. Schien es euch nicht auch, daß wir, so lebendig wir begannen, doch bereits in Gefahr kamen, uns ein wenig zu verlieren? In der letzten Viertelstunde ist eigentlich nichts Neues mehr hinzugetragen, sondern nur der Hauptgedanke hin und her gewendet. Über den schienet ihr euch allerdings ganz einig zu sein.

Dieser Hauptgedanke war, daß der Mensch, der nun einmal in seinem Menschenleben drinsitzt und davon erfüllt ist, eben nur dieses Leben als Richter seiner Taten und seiner Gedanken anerkennen könne, daß er ihm folgen müsse und keine Pflicht habe als die, *sein Leben* zu leben. Dann erkanntet ihr gleich und setztet hinzu, daß das Leben, wenn es so das Maß seiner selbst sein solle, in sich nicht gleich sein könne. Denn wie kann ich messen und wägen, wenn ich nicht Unterschiede feststelle, ob kürzer oder länger, leichter oder schwerer, weniger oder mehr. Und als Unterscheidungsmerkmal, wonach ihr die einzelnen Teile des Menschenlebens und somit auch die Handlungen und Gedanken des Menschen messen und wägen wolltet, fandet ihr in Erinnerung wohl eines Goetheschen Wortes die *Fülle*. So daß denn das Leben leerer sein könne und erfüllter, und die höchste, einzige Pflicht des Menschen sei, nach Fülle seines Lebens zu streben. Schließlich fandet ihr noch eines, das euch so wichtig, ja entscheidend schien, daß schließlich die Unterhaltung fast nur noch davon handelte; nämlich daß das Leben seine höchste Fülle dann offenbare, wenn es sich neu erzeugen wolle, mithin in der Liebe, das Menschenleben in der Liebe von Mann zu Weib. Wonach denn schließlich die höchste Pflicht des Menschen das sei, was auch sein höchstes Entzücken und Glück sei: die Liebe, ja die Liebesumarmung Ende aller Enden. Anathema aber rieft ihr über den, der so lebensvergessen sei, die Liebe von sich zu weisen, sei er ein Heiliger oder einer, der an Leben und Liebe verzweifelt.

Nun spreche ich nicht, um alles dieses zu bestreiten oder zu widerlegen. Aber ganz vorweg möchte ich meine Bedenken sagen gegen ein Wort, das ihr oft brauchtet, wie man es denn heutzutage und seit langem schon oft gebrauchen hört. Ein Wort, dessen ich überdrüssig bin, zumal es mir gar nicht recht etwas zu sagen scheint. Das ist das Wort „Lebensbejahung". Ich muß gestehen, daß mir die Vorstellung, das Leben brauche noch eine besondere Bestätigung seiner selbst dadurch, daß es „ja" zu sich sage, keinen

rechten Sinn zu haben scheint. Es dünkt mich Zeit, daß die Philosophen das Spiel mit ja und nein, daran sie sich seit 100 Jahren ergötzt haben, ohne daß dabei etwas herausgekommen ist, nun ruhig beiseitelegen, und ihr auch, die ihr ja heute Philosophen seid. Aber das will ich nur ganz nebenher bemerken.

Also ihr Lebensbejaher, ihr strebt nach Lebendigkeit und habt recht damit. Die höchste Lebendigkeit und Fülle des Lebens aber findet ihr in der Liebe, oder, um es deutlicher zu sagen, in der Geschlechtsliebe. Und da fällt mir an euch auf, daß ihr da auf einmal das werdet, was gerade ihr am allerwenigsten sein dürft, nämlich unduldsam. Denn ihr, die ihr das Leben verehrt, müßt jede Lebensregung gelten lassen und für euch darf es nur Kraut geben und kein Unkraut. Aber es war ein Eifer, der schon beinahe wie Haß klang, als ihr euch gegen diejenigen wendetet, die die höchste Erfüllung des Lebens, die Liebe von Mann zu Weib und von Weib zu Mann als etwas Unreines, Tierisches, des Menschen und seiner Geistigkeit eigentlich nicht Würdiges von sich weisen möchten, und schon schien das Feuer eines Scheiterhaufens durch die Heftigkeit eurer Worte zu leuchten. Da fragte ich mich: warum sind diese Menschen, die eben so liebenswürdig waren, auf einmal so voll harten Eifers, und sie, die selbst gelten wollen, warum lassen sie nicht gelten? Sollte da nicht eine schwache Stelle in ihrer Lehre sein, ihrer schönen Lehre von der Lebendigkeit? Denn das glaube ich oft erfahren zu haben in den langen Jahren meines Lebens, daß der Mensch leicht Widerspruch und andere Meinung erträgt in dem, worin er sich sicher fühlt. Da lächelt er nur überlegen. Wenn er aber sich erregt und heftig wird, weil ein anderer eine andere Meinung durch Worte oder durch seine Handlungen kundtut, so scheint mir die Ursache solcher Erregung ein Wanken der eigenen Sicherheit zu sein, so etwa ein sich anmeldender Gedanke: Vielleicht — vielleicht habe ich nicht so ganz recht, wie ich es mir einbilde.

War es das auch bei euch, weshalb ihr so feindlich wurdet? Maßet ihr eure Worte und eure Lehre von der höchsten Lebensfülle in der Geschlechtsliebe unwillkürlich vielleicht an dem, was ihr selber darin erlebt habt oder an anderen gesehen, was denn doch wohl nicht immer solche höchste Lebendigkeit gewesen sein mag? Oder dachtet ihr an den dissoluto punito, unseres göttlichen Mozart Don Giovanni, der ja nach eurer Lehre den höchsten Ehrenkranz verdiente, der aber vor den Millionen Menschen, die ihm in der Oper zugeschaut haben, schließlich mehr durch trotzigen Mut in der furchtbarsten Not seine Männlichkeit beweist und seine Ehre rettet, als durch das Mannsein gegenüber den tausendunddrei Frauen in Spanien. Ihr kennt sie doch alle, die Menschen, Männer und Weiber, deren so viele sind, die sich dieser eurer höchsten Lebensfülle hingegeben haben, und die in Wahrheit durch immer lebloser gewordenes

Liebesumfangen gleichsam ausgehöhlt sind, auch ganz junge Weiber und Jünglinge, so daß das sehr schnell zu gehen scheint. Und die ihr die lichten Höhen seht, dürft ihr an den Abgründen vorbeischauen? Müßt ihr nicht überhaupt an Stelle des „ist" ein „kann sein" setzen, also daß ihr nicht sagt, die Liebe ist die höchste Lebendigkeit, sondern nur sie kann es sein? Eure Aufgabe aber, wenn ihr wieder vorankommen wollt in dem Gange dieser heutigen Unterhaltung, scheint mir, vorerst einmal zu untersuchen, was erfüllt sein muß, damit aus diesem „kann sein" ein „ist" werde. Höchste Pflicht des Menschen aber wäre dann nicht zu lieben, sondern recht zu lieben.

Aber ich wollte ja nicht prüfen und beurteilen, was ihr gesagt habt, sondern ich wollte etwas erzählen. Und da ich eben auch schon von der Liebe gesprochen habe, so denkt ihr wohl, was ich zu erzählen habe, sei eine Liebesgeschichte, wenn auch nur eine geträumte, und Liebesgeschichten hören die Menschen ja gerne. Darum, damit ihr nachher nicht enttäuscht seid, will ich gleich sagen, daß es keine Liebesgeschichte ist, sondern etwas ganz anderes. Also wird es auch keine Antwort geben auf unsere letzte Frage, wann nämlich die Liebe und besonders auch die Liebesumarmung eine solche sei, daß die in ihr liegende Möglichkeit der höchsten Lebensfülle Wirklichkeit werde. Das nämlich müßt ihr, glaube ich, selber untersuchen, am besten wohl nach eurer eigenen Erfahrung, die ihr ja haben werdet und die euch sofort lehren wird, daß das, was scheinbar immer das gleiche ist, so unendlich verschieden ist, wie nur irgend etwas auf dieser Welt sein kann, und auch ganz verschieden in seinem Lebenswerte. Dann werdet ihr von selbst euch fragen müssen, was ihr dazu tun könnt, daß eure, eines jeden von euch eigene Liebe zur höchsten Lebensfülle gelange. Und ihr werdet sehen, daß das nicht so leicht ist und nicht in aller Geschwindigkeit mit tausendunddrei Spanierinnen zu machen. Es ist vielleicht so schwer, daß ihr einen, der daran verzagt und wie ein dem Trunke Verfallener die einzige Möglichkeit zu leben nur noch in völliger Enthaltsamkeit sieht, dann nicht mehr so in Acht und Bann tun werdet, wie vorhin. Ihr erkennt vielleicht auch, daß der wonnigste Trank seine höchste Köstlichkeit erst entfaltet, wenn ein Tropfen Entsagung darein gefallen ist, und auch das, wenn ihr es erkennen könnt, stimmt euch vielleicht milde zu den ganz Entsagenden.

Wißt ihr denn überhaupt so genau, wie es in diesen Entsagenden aussieht und was sie erleben in sich? Und wißt ihr so genau, ob die Lebensfeindlichkeit, die ihr voraussetzt, in Wahrheit nicht die höchste Lebensfreundlichkeit sei? Wieder werdet ihr nur nach eurer Erfahrung urteilen können, aber wer hat alles erfahren? Und da kann euch vielleicht ein anderer eure Erfahrung ergänzen. Wenn ich das nun versuche, um die Lücke auszufüllen, die mir in eurer Gedankenwelt zu sein scheint, so

hat das nur einen Zweck, wenn die Erzählung euch nicht nur sagt, was damals erlebt wurde bei jenem Traum, sondern auch, wer es erlebte, und dazu muß ich erst noch einiges von mir selber sagen.

Es ist sehr schwer zu bemessen, wieviel von dem, was in einem Menschen drinsteckt, ihm selbst und wieviel der Zeit angehört, in der er lebt. Habt ihr einmal überlegt, wie eigentümlich die Gedanken eines Zeitalters bestimmend wirken auf die Menschen darin? Es ist in jeder Zeit ein fester Bestand von Gedanken und Anschauungen da, der den Menschen dieser Zeit vermöge eines stillschweigenden Einvernehmens als so unanrührbar gilt, daß sich auch von ferne kein Zweifel daran wagt, und der infolgedessen bei allen die gemeinsame Grundlage ihres Denkens ist. Wie das auch in Kleinigkeiten auf ihr Leben und ihre Handlungen einwirkt, dafür ein Beispiel. Seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden sind die Alpen bis weit hinauf in die Hochtäler von Menschen bewohnt; nie in so langen Zeitläufen ist einer ihrer hohen Gipfel von einem Menschenfuß betreten. Den Menschen galt es als etwas ganz Selbstverständliches, daß es völlig unmöglich sei, das zu tun. Dann, vor noch gar nicht langer Zeit, begannen Einzelne, an diesem Gedanken zu zweifeln, und siehe da: nur wenige Jahrzehnte, und alle Gipfel waren bezwungen. Den eisernen Gedankenbestand seines Zeitalters pflegt der Mensch gar nicht zu bemerken, etwa wie man sich der Luft kaum bewußt ist, in der man atmet, und auch wir hier wissen gar nicht, wie vieles von dem, worüber wir nicht reden, weil es uns völlig selbstverständlich und zweifellos erscheint, vielleicht sehr bald von neuem Denken umgestürzt ist, so daß dann auf einmal die Menschen gleichsam in einer anderen Luft atmen. Aber nicht alle gleichzeitig, sondern übereinandergeschichtet leben verschiedene Zeitalter in einem Volke zusammen. Der Zeit nun und der Menschenschicht, in der ich aufwuchs, war, um gleich das Wichtigste zu sagen, das Walten Gottes nicht mehr unantastbarer Denkbestand, wohl aber die ausnahmslose Wirksamkeit der Naturgesetze. Auch diejenigen, die jeden Sonntag in die Kirche gingen und jeden Abend ihr Vaterunser beteten, wenn einmal ein Zweifel an sie herantrat, ob denn das eine mit dem anderen, Gott und Naturgesetz nämlich, auch vereinbar sei, — auf den Gedanken, daß an den Naturgesetzen und ihrer ausnahmslosen Geltung irgend etwas zweifelhaft sein könne, kamen sie nicht, wie man ja auch nicht denkt, ohne Luft könne man atmen. Und so ist es, wenngleich in etwas tieferer Schicht der Menschen, auch heute noch. Daraus ergab sich dann im großen und ganzen die Meinung über das Leben und über die Welt, die man Materialismus nennt. Aber nicht nur der eigentliche Materialismus gehört hierher, sondern jede Anschauung ich möchte sagen jener Trostlosigkeit, die ein blindes Walten entscheidend sein läßt auch über die Menschenseelen und ihre Schicksale, wobei es dann schließ-

lich nicht viel ausmachte, ob die eine Lehre dieses Walten Wille nannte und die andere Kraft. Entscheidend ist die hoffnungslose Unfreiheit, die aus allen diesen Lehren folgte und die Gedrücktheit, die sich daraus für alle Menschenseelen ergab, so daß solche, deren hochgemute Beschaffenheit am wenigsten in diese Luft paßte, ihren hohen Geist in Krämpfen zu zerstören fast gezwungen waren. Unter dieser Trostlosigkeit habe ich auch als junger Mensch sehr gelitten, und ich wußte zuzeiten auch nicht, weshalb man den Weg durch Öde, als welcher das Leben so erschien, denn eigentlich gehen solle. Dabei gehörte ich zu denen, die den lieben Gott keineswegs ganz abgeschafft hatten und die auch beteten, wennschon nur manchmal und verstohlen. Ganz ferne blieb mir immer der unselige Gedanke, das sei eine Schwäche oder décadence, oder wie es genannt sein mag. Was aber ganz eigentümlich war, und wie ich jetzt sage, sehr gut für mich, das war dieses: So sehr ich ein Kind meiner Zeit war, so berührte mich doch von dem, was als Dichtung, Kunst, Philosophie an mich gelangte, das, was aus meiner Zeit stammte, nicht am stärksten; sondern immer, wenn etwas mich tief ergriff und mir das Gefühl des Steigens lebender Säfte in der Rinde meines Selbst gab, dann stammte es, wenn anders es deutschen Ursprungs war, aus dem achtzehnten Jahrhundert, wobei ich nicht die Jahreszahl mit den zwei Nullen als die Grenzscheide der Jahrhunderte ansehe, sondern etwa ein Vierteljahrhundert später. Ich will nichts einzelnes anführen, aber die Namen Goethe, Mozart, Beethoven bezeichnen ja auch nichts Einzelnes, und daß das, was mir in der Kantschen Lehre das Entscheidende schien, seine Kraft für mich nicht verlor, darf ich auch sagen. So lebte ich eigentlich in zwei Zeiten, ohne daß zunächst eine rechte Einheit zustande kam. An Arbeit aber fehlte es mir nicht, und das war gut, nicht des Betäubens wegen, wie man wohl damals sagte, sondern weil dem auf nahe Ziele gerichteten Menschengeist, und so ist der des Arbeitenden, nichts ungewiß ist, wie der keinen Schwindel kennt, der nur an den nächsten Schritt denkt und dicht vor sich den Platz für den anderen Fuß sucht.

Es mag so ungefähr gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts gewesen sein, da schien es mir genug zu sein, mit all dem Nachdenken über Wille und Vorstellung und Kraft und Stoff und Unfreiheit des Willens; es schien mir schon besser, alles dieses nur Leben zu nennen und in tätigem Wirken zu fühlen, was es ist. So warf ich gewissermaßen diesen ganzen Gedankenkram über Bord. Nicht etwa um die Augen zu verschließen und nur so zu tun, als ob diese Dinge nicht da seien, sondern weil ich auf einmal zu erkennen glaubte, daß sie wirklich nicht da waren. Denn daß der Mensch unfrei sei, weil alles Geschehen aus Wirkung und Ursache notwendig folge; und daß kein persönlicher Gott den Verlauf des Geschehens ändern könne, wie es aus Ursache und Wirkung unent-

rinnbar sich ergebe; und daß dieser notwendige Geschehensablauf immer wiederkehren werde in alle Ewigkeit und ähnliches mehr — das erkannte ich schließlich als Gedanken, die nur klappern und nicht klingen, und die schon durch entsprechendes Gedankenklappern aus den Widersprüchen, die sie in sich tragen, widerlegt werden können; ich sah, daß das alles gar nicht rührt an die Glockentöne, mit denen das Leben den erfüllt, der sich ihm rein und ohne Arg hingibt. Da war mir klar, daß ein jeder, der auch nur ein kleines Teilchen Freude und Lebensglück und auch nur ein wenig von frischer Tat oder gar einen ahnenden Aufblick sich zerdrücken läßt durch den starren Gedanken, er sei eingespannt in den Maschinengang von Ursache und Wirkung ohne Möglichkeit des Entrinnens, daß der ein Narr sei, und ich sah die grüne Weide um mich herumliegen. Unvergeßlich aber ist mir das Frohgefühl, mit dem ich in jenen Tagen in den Briefen des jungen Goethe las, was er an die Gräfin Stolberg schreibt von den Häuten, die sich von seinem Herzen lösten, und wie sein Blick heiterer werde über die Welt. Da fügt er hinzu, und die Worte habe ich behalten: „Doch bleibt mein Innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird, wie gesponnen Gold." Mit diesen Worten brauste mir eine warme Welle aus dem Strome lebendigen Lebens durch das Herz. Bewegt von so starker, in sich ruhender und aus sich quellender Gefühlskraft erachtete ich alle Welträtsel für so wichtig, wie etwa heutzutage ein Kreuzworträtsel in einer Zeitschrift. Ich kann wohl sagen, daß ich damals aufblühte, und segne jene Tage. Diese Entwicklung war aber nicht plötzlich und wie eine Erleuchtung, sondern sie zog sich durch eine Reihe von Jahren hin, während deren mir die Gedankengänge, die bis dahin mir entscheidend zu sein gedäucht hatten, allmählich alle Kraft einbüßten. So machte ich eine ähnliche Entwicklung durch, wie sie z. B. die Wissenschaft der Medizin etwas später auch erfahren hat, die lange durchaus nichts gelten lassen wollte, als was wissenschaftlich zerlegt und bewiesen war, die aber nach und nach bemerken mußte, daß sie infolge dieser Selbstbeschränkung vielfach an der Gesundheit vorbeikurierte, und mancher Kurpfuscher lief ihr den Rang ab.

Das war nun wie ein milder Frühlingsregen, der auf mein Leben fiel, als sich meine innere Welt so entwickelt hatte, und was schon wie erfroren schien, fing an zu grünen, und ein Himmel mit seinem Sonnenschein wölbte sich wieder darüber. Da wandte ich mich den Menschen zu mit ihren Sorgen und ihrem fortwährenden Streiten. Meine Tage waren ausgefüllt von emsiger Tätigkeit in dem mannigfaltigen Getriebe großstädtischen Lebens und großstädtischer Wirtschaft. Das Geringe suchte ich leicht zu nehmen, das Wichtige, woran Menschenschicksale

hingen, nahm ich schwer, gehässige Listigkeiten und Quertreibereien sah ich als nicht vorhanden an, was sie oft unwirksam macht, und die Menschen suchte ich aus ihren zänkischen Gewohnheiten herauszuheben. Machtlos blieb ich nur gegenüber den Wichtigtuern, denn so einer läßt nicht davon. In meiner spärlichen und um so erquicklicheren Muße aber wandte ich mich immer dem Besten zu, was große Menschen geschaffen haben und verschmähte es auch nicht, ein Höheres als Menschenkraft ahnend zu erfühlen und mich betend ihm zu nähern. So flossen mir wieder Quellen, die der unverständige Verstand des Menschendenkens hochmütig verschüttet hatte, und ich kann mir nicht verhehlen, daß mir vieles gelang. In der Liebe allerdings wollte es zunächst einmal nicht gelingen, das Richtige zu erreichen.

So war ich, so dachte ich, und so lebte ich. — Da geschah das, wovon ich euch erzählen wollte und das, wie ich euch schon sagte, nichts weiter war als ein Traum und der Nachklang dessen, was ich geträumt hatte. Und wenn von diesem mit der Fähigkeit des Erlebens begabten Ding, das man Mensch nennt, ein Dichter einmal gesagt hat, es sei der Schatten eines Traumes, so war allerdings der Zustand, in dem ich mehr erlebt und also wohl auch mehr gelebt habe als je, in der Tat nur der Schatten eines Traumes.

Es geschah im Sommer eines Jahres, das ich vielleicht das glücklichste meines Lebens nennen kann. Nach einer Krankheit hatte ich im Hochgebirge in Genesungsfrohsinn zur Gesundheit zurückgefunden und meine Arbeit wieder aufgenommen, die mir gerade damals recht erfolgreich schien, und indem sie meinen Tatendrang befriedigte, mir doch die Freiheit ließ, den Geist zu erfreuen und auch das Herz. Durch Zufall hatte ich ein Mädchen kennengelernt, deren Wesen mit dem meinen von Anbeginn so voll und schön zusammenklang, wie ich es noch nicht erlebt hatte. Hatte ich freie Zeit, so saß ich auch schon auf der Eisenbahn, um durch lachende Gefilde zu ihr zu fahren; heimlich trafen wir uns, Hand in Hand streiften wir glückselig durch Wald und Feld, und von Woche zu Woche wuchsen wir inniger aneinander und wurden mehr und mehr gewiß, daß wir mit allen Kräften des Leibes und der Seele für alle Zeit zueinander gehörten. Und wenn ich nicht zu ihr fahren konnte, dann dachte ich an sie, und es sind nicht die schlechtesten Verse meines Lebens, mit denen ich sie aus der Ferne grüßte. So ist es wohl kein Wunder, daß neben meinem Dienste und diesem Außerdienstlichen, davon ich eben erzählte, nicht mehr viel Platz für andere Dinge in mir vorhanden war. Ich lebte mit einer harmlosen Unbekümmertheit dahin, die etwas sehr Gutes ist, und fühlte mich wie ein Fisch im frischen Wasser. Auch mein Schlaf war fest und erquickend und weniger von Träumen erfüllt als in manchen anderen Zeiten. Den lieben Gott ließ ich einen guten Mann sein und

war sicher, daß er darüber nicht erzürnt sei. So war ich wohl leichten Herzens, aber keineswegs irgendwie was man leichtsinnig oder auch nur oberflächlich nennen könnte. In meiner Arbeit war ich gründlich, und meine Liebe erfaßte ich so stark und bei allem Frohsinn so ernst, daß ich mein ganzes Menschenleben als kräftig von innen wachsend empfinden und darüber recht von Herzen glücklich sein durfte.

Eines Abends war ich zur gewöhnlichen Zeit zu Bette gegangen und hatte schon einige Stunden fest geschlafen. Da hatte ich jenen Traum. Es war in einem großen, weitausgedehnten aber niedrigen Saale, den ich noch jetzt nach so vielen Jahren genau vor Augen habe. Er hatte kahle Wände, die schlicht getüncht waren und ganz und gar nicht feierlich oder gar kirchlich aussahen. In diesem Saale drängte sich eine große, schier unübersehbare Menge Menschen an einem schmucklosen, plastischen Bilde der Jungfrau Maria vorbei, das ganz einfach in Holz geschnitzt in etwas über Manneshöhe dicht unter der niedrigen Decke auf der einen Längsseite des Saales nahe der Ecke angebracht war. Die Menschen sahen im allgemeinen gedrückt und ärmlich aus, gingen ganz langsam daher und schauten mit Blicken unaussprechlicher Innigkeit zu dem Marienbilde auf, und so recht als wenn all' ihre Hoffnung und ihr höchster und ersehntester Trost in diesem Bilde beschlossen sei. Dieses gnadenreiche Bildnis nun war ich selbst, ich, der kleine Mensch, der da im Schlummer lag, und war nicht nur das Bildnis der Maria, sondern war auch die Maria selbst, die heilige Gnadenmutter, und war dabei auch ich, mein gewöhnliches Ich und wußte, daß ich das alles war, aber dieses Wissen war nicht wie ein Gedanke, sondern mehr nur wie eine Scheu, und doch war ich nicht erstaunt, alles dies zugleich zu sein. Erstaunt war ich nicht und fand es natürlich und gar nicht etwa unmöglich, aber mit ungeheurer, durch nichts zu beschreibender Gewalt war ich ergriffen von dem Gefühl unnennbaren Beglücktseins, das mit dem Gefühle unnennbaren Beglückenkönnens ganz in eins klang. Und endlos zog der Menschenstrom an mir vorüber, und immer sahen die gequälten Blicke zu mir auf, und ganz selbstverständlich beseligte ich sie, ich, die Jungfrau Maria, und das Bildnis der Jungfrau Maria und ich selbst. Ich weiß nicht, wie lange das dauerte. Ich weiß nicht, wie ich aufwachte. Es muß ein ganz allmählicher Übergang aus dem Schlafe in das Erwachtsein gewesen sein, denn als ich schon ganz klares Bewußtsein hatte und schon wußte, daß ich in meinem Bette lag und nicht in dem Saale war, und daß ich nicht von Holz war und keine Menschen vorüberzogen, da hatte ich noch jenes volle Gefühl, daß ich das Bildnis der Maria sei, und sie selbst und auch ich selbst, und fühlte noch die volle Gnade des Beglücktseins und Beglückens. Ja, dieses Gefühl war gesteigert durch die Bewußtseinsklarheit, mit der ich es nun erfaßte und bei vollerem Erwachen stärker und deut-

licher begriff, ohne es zu zerstören. So lag ich eine Stunde lang, vielleicht auch zwei, ganz still und mit gelösten Gliedern und wie mich selber kaum fühlend in meinem Bette, durchzogen von niegekannter Seligkeit, von dem wahren, reinen, dem Gottesgefühl des Lebens. Ich fing dann auch an nachzudenken, und mein erster Gedanke war: Wie geschieht mir denn? Wenn ich sonst erwachte, dann fiel mir doch gleich meine Herzliebste ein, und ich sehnte mich nach ihr und grüßte sie zärtlich und nun, ich weiß kaum, daß sie vorhanden ist und liebe sie doch wie je, ja noch inniger, aber meine Gedanken erfüllt sie nicht, und ganz unverlangend bin ich und ohne Sehnsucht. Denn wonach sollte ein Seliger sich sehnen? Und lange lag ich so, denkend und meistens auch nicht denkend, und ganz ganz allmählich und schmerzenlos löste sich der Nachklang meines Traums und verebbte, und ließ ein stilles, friedliches und sich ganz rein fühlendes Menschenherz zurück.

Allmählich schlief ich wieder ein, und schlief traumlos und fest bis zum Morgen. Dann stand ich auf und ging wie gewöhnlich an meine Geschäfte. Aber das Bewußtsein dessen, was ich erlebt hatte, ist mir als unvergängliches Besitztum geblieben. Ich habe einmal in meinem Leben ganz tief geatmet, und der lebendige Odem ist in Bereiche der Seele gedrungen, zu denen das gewöhnliche Atmen des Tages ihn nicht gelangen läßt.

Als ich nicht lange danach, früher als sonst, Feierabend machen durfte, und alsbald zu meinem lieben Mädchen fuhr, und als wir dann Arm in Arm am schönen Sommerabend durch den Wald wandelten, erzählte ich ihr meinen Traum und in welchem Zustande ich mich danach befunden hätte, verschwieg ihr auch keineswegs, wie der Gedanke an sie selbst dabei ein ganz anderer, zwar immer liebevoller, aber gleichsam unwesentlicher geworden wäre. Sie nahm das gar nicht übel, sah mich ernst und groß an, sagte: Du hast eine Erscheinung gehabt; und küßte mich.

So! Nun habe ich euch das erzählt, was ich nur ganz wenigen Menschen in meinem Leben erzählt habe und nur bei ganz besonderer Gelegenheit. Ob dadurch nun das ergänzt ist, was mir in euren Gedankengängen zu fehlen schien, das hängt davon ab, ob es mir in meinen Worten gelungen ist, mein damaliges Erlebnis richtig begreiflich zu machen. Ob mir das aber gelingen konnte, so sehr ich mich darum bemüht habe, das muß mir trotz einer gewissen Stille und Betroffenheit, die auf euren Gesichtern liegt, doch sehr zweifelhaft sein. Eine Melodie kann man nicht beschreiben, und das Wesentliche an meinem Zustand damals war gleich einer Melodie: eine nie gehörte Weise durchzog mein Inneres.

Aber ich kann vielleicht doch noch etwas dazutun, um euch das zu verdeutlichen, was in mir vorging. Ich kann es vergleichen mit anderen Zuständen religiöser Ergriffenheit, die ich in meinem bereits langen Erdendasein zu fühlen bekommen habe. Und da ich sehe, daß ihr vielleicht

wegen jener Betroffenheit noch nicht reden möget, so ist es wohl angebracht, daß ich noch weiter spreche und von mir erzähle, damit ihr vergleichen könnt und dann aus dem, was nicht war, erkennen möget, was war.

Ich sagte schon vorhin oder deutete es an, daß ich eigentlich auf meine Art ein wenig fromm war und das Beten nie ganz verlernte, auch nicht, als ich noch in den Gedankengängen steckte, die sich nicht so recht damit vertragen wollten. Aber wie alles im Leben war auch mein Frommsein großen Schwankungen unterworfen, und es gab Zeiten des Trotzes, der Gleichgültigkeit, der Ermattung, der Erstarrung; andererseits aber auch wieder Zeiten starken Aufwallens solcher Gefühle. Von letzteren sind mir einige, etwa drei oder vier, in besonders deutlicher Erinnerung. Die will ich versuchen, euch noch näher zu schildern. Sie waren durch den Anlaß nicht nur, der sie entstehen ließ, sondern auch durch ihre Eigenart und durch die Art ihrer Einwirkung auf meinen Entwicklungsgang untereinander sehr verschieden.

Das erste war, wie natürlich, meine Einsegnung in meinem fünfzehnten Lebensjahre. Als Kind, da ich noch reich und fröhlich auf dem unverbrauchten Golde des Lebens saß, hatte ich die Geschichte von Jesus und seinen Jüngern sehr lieb. Als mir dann unter heiligen Gebräuchen Brot und Wein als sein Leib und Blut eingegeben wurde, da fühlte ich wie im Taumel eine ewige Macht auf mich herniederstürzen, und ich betete: Herr, nimm mich zu dir, es kann mir hier nichts mehr begegnen. Das vor mir liegende Leben schien mir wie eine lange, gerade Straße zwischen Baumreihen, leicht und sicher zu gehen, und das Ende wie der Anfang. Wozu eigentlich sollte ich da entlang gehen? Es war, als gehe mich das Leben nichts mehr an. Wohl war es ein starker, tief erregender Eindruck, aber Ende aller Enden nicht ein solcher, dem ich mich erinnernd gerne und oft wieder hingegeben hätte.

Sehr häufig aber haben meine Gedanken zurückgefunden zu einem Pfingsterlebnis, das mir ein halbes Jahrzehnt später widerfuhr, da ich als junger Student aus dem schon sommerheißen, staubigen, lärmenden, den nachdenklich-schüchternen Jungen vereinsamenden Berlin mit einem Schulfreunde nach Dresden gefahren war, die Gemäldegalerie zu besuchen. Da saß ich sehr lange vor der Sixtina Rafaels und sah in die Augen des Kindes, das der Welt Sünde trägt, und die Ewig-Weibliche schwebte zu mir heran aus dem Glanze des Himmels und ihre reinen, entsühnenden und entsündenden Augen sahen schmerzlich zu mir: Warum hast du mir solches getan? Der heilige Vater zur Rechten aber wies auf mich: Segne auch diesen Sünder. Da wußte ich, daß ich getrost sein dürfe und mir das Licht des Himmels nicht erlöschen werde, und dem strahlenden Pfingsttage strahlte die reinste Heiterkeit meines Herzens entgegen,

als ich draußen mich des blühenden Flieders freute und den hübschen Mädchen zunickte und meines jungen Lebens so recht froh war. Lange Jahre hindurch blieb mir dieser Tag der schönste aller Tage, oft stärkte und tröstete mich die Erinnerung daran, und auch jetzt wird mir das Herz warm, da ich seiner gedenke.

Was damals dem jungen Studenten geschehen war, das konnte natürlich die Verstrickung in die verwirrenden und bedrückenden Gedankengänge seiner Zeit, in der er wie alle seinesgleichen hinein mußte, nicht verhindern. Aber die Nachwirkung in seiner Seele hörte doch niemals ganz auf, und das Gefühl einer dankbaren Treue erfüllte ihn fernerhin. Und wenn ich sagen durfte, daß ich die Fähigkeit zu beten nie ganz verlor, so ist diese Stunde wohl die stärkste Stütze zur Erhaltung dieser Fähigkeit gewesen.

Immerhin ist es kein Wunder, daß so manches Jahr vergehen mußte, bis ich wieder einen ähnlich starken religiösen Eindruck empfing. Es geschah erst in jenen gesegneten Jahren, in denen ich die vorhin geschilderte Befreiung aus der Last des kalten Denkens meiner Zeit mir erringen konnte, ja, es war der Abschluß dieser Befreiung. Den Hauptschritt dazu hatte ich schon einige Jahre vorher getan, als mir aufgegangen war, daß die große Frage nach der Willensfreiheit zwar als Denkaufgabe von höchster Schwierigkeit und Wichtigkeit, für die Lebensführung und die dieser zugrunde liegende Lebensauffassung aber bedeutungslos sei. Schillers Wort „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne" war mir wieder Wahrheit. Auf mein religiöses Innenleben aber hatte dieser, mein neuer Sinn, noch nicht recht durchgewirkt. Im Gebet sah ich wohl die stärkste und am meisten stärkende innere Sammlung, die dem Menschen zu seinem Heile gegeben ist, nimmer aber ein Mittel, etwas zu erreichen. Vielmehr überließ ich das Gebet, das auf die Erfüllung eines sehnlichen Herzenswunsches gerichtet ist, den Kindern, die da glauben mögen, einen lieben Gott rühren zu können, wie sie wissen, daß die liebe Mutter dem Flehen ihrer Augen nicht immer widerstehen kann. Ich wußte nicht, daß ich damit der menschlichen Schwäche gemäß die größte herzbewegende Kraft des Betens von mir wies. Da kam eine Stunde, in der ich in großer Gefahr zu sein und einer großen Lebensnot zu verfallen fürchtete. In einer von Angst und Not, aber auch von stärkstem Ringen meiner ganzen Denkkraft erfüllten Nacht erkannte ich, daß die Frage der Willensfreiheit und die Frage der — sagen wir — Gottesfreiheit, also die Frage, wie weit der Mensch in Abhängigkeit vom Naturgesetz sei, und die Frage des Verhältnisses eines persönlichen Gottes zum Naturgesetz, daß das beides ganz dieselbe Frage sei. Die Antwort, die ich mir seit langem auf die eine gegeben hatte, mußte auch für die andere gelten, da sie ja eben gar keine andere Frage

war. Wie ich mich selbst als frei erkannt hatte, so wurde nun auch Gott wiederum allmächtig, und kein Naturgesetz hinderte mehr das bedrängte Menschenherz, um Rettung aus Not, um Erfüllung seiner innigsten Wünsche zu flehen. Mit gewaltiger Kraft erfaßte mich diese Erkenntnis und hob mich auf starken Schwingen empor an das Herz des alliebenden Vaters. Am nächsten Tage war alle Gefahr und Bedrängnis in der Tat vorüber, mir aber war wie einem, der einen hohen Berg erklommen hat und nun der gewonnenen Höhe und Weite sich freut.

Aber es fehlte doch noch etwas, und das führt mich wieder zurück zu dem schließlichen Hauptgegenstand eurer Ausführungen, nämlich zu der Liebe. Als ich vorhin den Entwicklungsgang meiner Lebensauffassung und Weltanschauung schilderte, da sagte ich, daß mir gegenüber den Aufgaben des Lebens so manches geglückt sei, aber in der Liebe vorerst nicht so recht. Ich machte damals nicht weniges durch, und wenn ich euch auf die Abgründe hinweisen zu müssen glaubte, die da neben den lichten Höhen ruhen, so habe ich, wie ihr ja sicherlich auch, mancherlei davon erfahren und weiß wohl, warum die Religion von einer Erbsünde spricht.

In Hildesheim gibt es bekanntlich am Dom einen tausendjährigen Rosenstrauch. Dicht daneben steht eine kleine Kapelle, die Annenkapelle heißt sie, glaube ich. Da geschah mir weiter gar nichts, als daß ich als Durchreisender diese Sehenswürdigkeit besichtigte, und auf Grund an und für sich sehr alltäglicher und gewöhnlicher Liebeserlebnisse — und eben das dürfen Liebeserlebnisse für manche Menschen nicht sein — auf einmal, als ich in die Annenkapelle trat, von einer großen Herzensangst erfaßt wurde, das Niederziehende, das so leicht der Geschlechtsliebe eigen ist, aber nicht sein sollte, umschlinge mich unentrinnbar und werde die Kleinodien meiner Seele überwuchern und ersticken. Da stand ich denn in der Kapelle, und mit der noch nicht sehr lange davor neugewonnenen Gebetskraft des vollen Flehens um Erhörung rang sich mir ein heißes Gebet aus der Seele, dessen unmittelbare Wirkung die feste Zuversicht war, daß ich zwar in jenem Kampfe nie völliger Sieger sein werde — gibt es das überhaupt? — aber auch nimmer ein dauernd Unterliegender. Auch wußte ich, daß die Weihe dieses Augenblicks, in treuem Herzen bewahrt, mir helfen werde.

Die Niederlagen, die ein jeder auf diesem Schlachtfelde erleiden muß, so schlimm sie sein mögen und so unvermeidlich sie bleiben, die durfte ich seitdem hoffen, hinnehmen zu können in dem festen Gefühl der Selbstbehauptung trotz alledem.

Nun werdet ihr von euren Auffassungen über die Liebe aus, die ihr vorhin so lebhaft ausgesprochen habt, vielleicht sagen, es sei eine große Schwäche von mir gewesen, daß ich jene gewöhnlichen und alltäglichen Liebeserlebnisse oder gar das Inskrautschießen brünstiger Gedanken so

schwer genommen, und noch eine größere Schwäche, daß ich mich daraus ins Gebet geflüchtet hätte. Da hätten altererbte und veraltete Vorstellungen über mich Macht gewonnen und die Kraft meines Lebenswillens mit Dekadentheit angekränkelt. So denkt ihr wohl. Aber ihr sollt nicht denken, daß ich euch das glaube. Ich glaube es euch deshalb nicht, weil meiner Meinung nach der Mensch selbst am besten weiß, wann er stark oder schwach ist. Auch habe ich nicht solch eine große Angst vor dem Selbstbelügen, sondern ich glaube doch mehr, daß man durch andre betrogen wird. Ihr kennt alle wie ich das Gefühl des Wachsens und Gedeihens von innen heraus. Ich halte es für die erste Pflicht des Menschen, diesem Gefühl zu folgen und gerade die, die das Leben selbst als den einzigen Richter anerkennen, müssen der gleichen Meinung sein. Denn da muß ja Lebendigkeit sein, wo Wachstum ist, und wer soll es wissen als der Mensch selbst, ob in ihm Wachstum sei oder nicht? Wenn ich damals in der Annenkapelle den Gebetsdrang als Schwäche unterdrückt hätte, wer weiß, ob meine Angst um das Kleinod meiner Seele dann nicht Wahrheit geworden wäre. Was aber das Kleinod der Seele sei, das kann nur gefühlt werden; an ihm hängt die Lebendigkeit und auch die Lebensfülle, und der stärkste Wille ohne das ist oder wird schließlich lebensarm.

Gerade aber weil ihr mir hierin widersprechen werdet, will ich euch noch weiter meine Meinung über die Liebe sagen, denn das hängt enge zusammen. Wie kommt es wohl, daß es für den Menschen so schwer ist, mit der Liebe zurechtzukommen, und daß Sittlichkeit und rechtes Verhalten in Liebessachen für die meisten Menschen beinahe dasselbe geworden ist? Eigentlich gibt es doch nichts Natürlicheres, einem Lebewesen Gemäßeres, als Erhaltung und Fortpflanzung: also Essen und Trinken, und Lieben. Bei diesen Dingen sollte es doch eigentlich zwar wohl Streit und Eifersucht und Neid und dergleichen geben, was aus dem Wettbewerb um das Haben entsteht, aber doch keine inneren Nöte und Kämpfe, und bei der Nahrungsaufnahme sind sie ja auch kaum vorhanden, und als Erbsünde erscheint sie den Menschen schwerlich. Warum aber die Liebe? Warum gerade bei dem höchstentwickelten Lebewesen, dem Menschen? Und warum bringt sie unter den Menschen wiederum, so scheint es, gerade die höher Entwickelten in die schwersten Nöte? Was ist wohl der eigentliche Grund hiervon? Ist das nicht in der Tat die Kernfrage aller Sittlichkeit?

Ich will euch die Antwort darauf nicht ausdrücklich geben. Ich habe wohl viel darüber nachgedacht, aber ich glaube, noch lange nicht genug. Ich will euch aber das, was mir die richtigste Erklärung dieses Rätsels scheint, dadurch andeuten, daß ich euch sage, welchem Ziele man, glaube ich, in der Liebe zustreben müsse. Das meine ich nämlich sehr einfach

beantworten zu können. Ich denke, auf dem rechten Wege wird der Mensch sein, wenn er immer danach strebt, daß die beglückende Kraft der Liebe nicht nur einen Teil von ihm, sondern ihn als Ganzes ergreife. Versteht ihr, was ich meine? Wenn nur der Leib beglückt wird und Herz und Seele sind kalt, das scheint die Seele zu beleidigen. Wenn aber mit den Sinnen des Leibes auch das Herz erglüht, dann beseligt sich alles, Leib und Seele, und dann ist wirklich eure wundervolle Lebensfülle einer solchen Liebe beschert. Gesagt ist das leicht. Aber daß es Wirklichkeit werde, und daß es nicht nur auf kurze Zeit Wirklichkeit werde, das scheint allerdings nicht leicht zu sein.

Aus solch einer Beleidigung, die ich meiner Seele zugefügt hatte, erwuchs mir jenes Gebet in Hildesheim. Und ich glaube nun einmal, daß dieses Gebet die beste Sühne und das beste Heilmittel gewesen ist und ich nicht nur nichts Klügeres, sondern auch nichts Lebenskräftigeres tun konnte, als eben was ich tat.

Das war nun eine innere Seelenreinigung, die aus Sünde und Seelennot entstand. Was ich vorher aber erzählte, wie ich in Furcht war vor schwerer Gefahr und mich zum Gebet um Rettung durchrang, das geschah in stärkster Gedankenanstrengung und im Ringen um richtige Erkenntnis. Was aber ein paar Jahrzehnte davor mir geschah, als ich die Sixtina sah, das geschah durch die Kunst, die ja mit der Fähigkeit begnadet ist, mit dem, was eines großen Menschen Seele bewegt hat, auch wenn er lange gestorben ist, eines anderen Seele zu ergreifen. Und wenn ich bei meiner Einsegnung mich von Gottes Hand berührt fühlen konnte, so war es die Kirche und die im Gottesdienst ausgestaltete Erfahrung langer Jahrhunderte, die das bewirkt hatte. So entstanden die mächtigen religiösen Erschütterungen, die ich erfuhr, jedesmal durch etwas anderes, zweimal aus dem Gottesbewußtsein des Menschen, wie es sich in langen und längstvergangenen Zeiten gestaltet hatte, zweimal aus innerem Ringen meines Geistes und meiner Seele.

Ganz anders aber war es mit jener Erschütterung, die mich, glaube ich, am tiefsten ergriff, mit dem Marientraum, von dem hauptsächlich ich euch erzählt habe. Da kam nichts von außen an mich heran, und auch von innen erstrebte ich gar nichts, sondern ich war nur ein Schlafender, und im Schlafe wurde es mir gegeben. Da kann ich kein anderes Wort dafür gebrauchen, als daß ich es als eine Gnade bezeichne, durch die es mir widerfuhr. Und um so bedeutungsvoller wurde es für mich, und die Kraft dieses Erlebnisses war stärker als die jener anderen viere.

Nun wundert euch nicht zu sehr über das, was ich euch gesagt habe und überhaupt über meine Redseligkeit. Denn da ich den Entschluß faßte, es euch zu erzählen, da entschloß ich mich auch, gewissermaßen ganze Arbeit zu tun und alles aufzubieten, es so zu erzählen, daß ihr es richtig

verstehen und vielleicht auch mitfühlen könnt, was ich damals fühlte. Und da ich den Ernst in euren Augen sehe, glaube ich recht damit getan zu haben. Doch aber scheint mir, ich müsse noch etwas hinzufügen.

Wenn ein Mensch eine große Beglückung oder Beseligung erfahren hat und sein Leben ebbt wieder zurück in die gewohnte Alltäglichkeit, muß ihn dann nicht eine Sehnsucht ergreifen, daß ihm wiederum und wiederum jene Begnadigung widerfahre? Muß denn nicht, wenn es sich um so etwas Großes und Starkes handelt, dieses Menschen ganzes Leben von solchem Verlangen beherrscht werden, muß er nicht in der Tat alles hergeben, was er hat und ist, um aufs neue der Gnade teilhaftig zu werden? Wie steht es darin mit mir, das glaube ich, möchtet ihr noch wissen.

Ich weiß nicht, was ich gedacht und getan hätte, wenn ich in dem Bekenntnisse aufgewachsen wäre, das ganz besonders der Verehrung der Jungfrau Maria sich widmet. Vielleicht hätte ich dann in diesem Traume eine Berufung gesehen und eine Verpflichtung gefühlt über diesen besonderen Zustand hinaus, in dem ich mich befand, und der allmählich abklang. Vielleicht hätte ich dann geglaubt, auch nachher, als dieser Zustand vorüber war, so leben zu müssen, als wenn er noch fortbestände, und alles von mir zu tun, was diesem Zustand, solange er bestand, nicht gemäß war. Also zum Beispiele auch die Liebe, so daß ihr dann heute unsere Kinder nicht gesehen und euch nicht mit uns an ihnen erfreut hättet. Vielleicht auch, wenn ich katholisch gewesen wäre, hätte ich die Verpflichtung gefühlt, nun mein Leben nicht nur als Geheiligter zu führen, sondern auch davon zu verkünden und eine solche Berufung an andere Menschen weiter ergehen zu lassen. Vielleicht hätte ich auch geglaubt, durch irgendwelche Vergeistigung meines Lebens, wie sie durch die Erfahrungen der Kirche gegeben sein mag, auf die Wiederholung eines solchen Beseligungszustandes zu wirken, und ich kann ja nicht genau wissen, daß eine solche dann nicht möglich gewesen wäre.

Aber von allen diesen war nichts in mir. Wohl streifte ich bald nachher gelegentlich den Gedanken an solche Verpflichtungen, aber es war eben nur ein Gedanke und nicht etwas, dem ein innerer Drang innewohnte. Das allerdings ist wahr, daß damals, als noch jene unnennbare Empfindung in mir lebendig war, wenn ich da etwa, was sonst wohl zuzeiten dem Menschen geschieht, mich irgend Gedanken leiblicher Entzückung hingegeben hätte und dadurch jene Empfindung verlöscht, ich die schwerste Sünde begangen und die Seelenbeleidigung verübt hätte, von der ich vorhin sprach, und die mir die eigentliche Erbsünde des Menschen zu sein scheint. Auch das ist wahr, daß ich ehrfürchtige Erinnerung an jene Stunde für alle Zeiten als hohe, mir auferlegte Pflicht fühlen muß. Und schließlich, auch das will ich nicht abstreiten, daß ich da-

von reden muß, wenn es mir wie heute so scheint, als ob es mit Erfolg geschehen könne. Obgleich ich mir darin nicht ganz klar bin, denn die Worte haben etwas Erstarrendes, und Verkündiger werden leicht zu Versteinerern.

Aber irgendwie nach einer Wiederholung dieses Erlebnisses zu streben, das blieb mir ganz ferne. So groß auch die Beglückung war, nicht wegen einer Beglückung geschah mir das, so schien es mir, sondern als Reinigung. Daß es aber, wie ich vorhin sagte, ein so tiefes Atmen war, das war wohl eben deshalb, weil es eine Gnade war und weder ich etwas dazu getan hatte noch ein anderer. Also alles, was ich etwa fernerhin dazu getan hätte, hätte ja nicht nutzen, sondern nur schaden können. Wenn aber ein gleiches wiederum mir nötig gewesen wäre, dann käme es wohl wieder, so wie jenes kam. Das war so etwa meine Meinung, sofern ich überhaupt nachdachte darüber, was mir eigentlich gar nicht nötig schien und nicht einmal gut. Sondern ganz unbefangen, als jenes vorbei war, wendete ich mich wieder dem Leben zu und auch der Liebe. Nur trug ich etwas Kostbares mehr in meiner Seele.

Aber ich freue mich doch, daß ich mich überwunden habe und habe euch dieses erzählt, obgleich es nur durch Worte geschehen konnte. Denn ist nicht in der Tat die Lücke, die mir in eurem Denken zu sein schien, dadurch erfüllt? Wenn ihr mich recht verstanden habt, dann müßt ihr gefühlt haben, daß es ein inneres Erleben gibt von solcher Lebendigkeit und Fülle, daß das, was euch als die höchste Lebensfülle erschien, die Liebe — und ich setze hinzu eine rechte, den ganzen Menschen ergreifende Liebe —, dadurch gleichsam zum Verschwinden gebracht wird und der Mensch darüber hinausgehoben. Es wird ja Menschen geben und gegeben haben, die das was ich erfuhr, nicht nur so erfahren haben wie ich, als wie einen kurzen Besuch, sondern in denen jene Empfindung dauernd Wohnung nimmt. Das hieße dann nicht etwa, daß diese Menschen dem Leben abgekehrt würden. Denn es ist ja Leben und höchste Lebendigkeit, was sie erfüllt. Aber es hieße, daß sie nicht so leben können wie etwa wir leben, sondern so wie diese Lebendigkeit es ihnen gebietet. Und darüber kann keiner richten oder urteilen, wer nicht in seinem Herzen davon erfüllt ist oder es erfahren hat. Und wäre ich nun so einer gewesen, dem solche Begnadigung für immer zuteil geworden wäre, und ich hätte danach leben müssen — denn das wäre ja gar nicht anders möglich gewesen — glaubt ihr, ihr hättet mir sagen können, ich sei lebensfeindlich und dekadent und erfüllte meine oberste Pflicht nicht, mich auszuleben? Gar nichts hättet ihr mir sagen können. Gedanken sind nötig und ich bin der Meinung, daß der Mensch gar nicht genug nachdenken könne. Aber doch: schließlich entscheiden Gedanken nicht, und so wenig mit Gedanken bestimmt werden kann ob eine Melodie schön ist, so wenig sagen

sie über das, was die Menschenseele erfahren kann. Es sind ja auch Melodien, was so das innerste Herz erlebt. Eine Melodie aber, solange sie erklingt, ist für sich da und kennt nur sich. Wenn die Worte Beethovens, die er über die missa solemnis schrieb: „Von Herzen, möge es zu Herzen gehen", wenn diese Worte sich bei einem, der seinen Gesang hört, erfüllen, dann ist dieser Mensch von Beethovens Seelenfülle voll und kein Raum in ihm für ein anders, noch so Schönes, und sei es ein Liebesgesang Mozarts. Bis in seinem Herzen jene Weise verklungen ist, wie alles verklingt in der Welt, und nur die Erinnerung bleibt, die er heilig halten soll. Sehr leicht kommt es wohl vor, daß ein Tor, dessen Herz von anderen Melodien erfüllt ist, jenen schmäht, der seine eigene Weise für sich hat. Und so waret ihr Toren, als ihr die scheinbar dem Leben Entsagenden schmähtet, denn ihr wißt ja nicht, was sie in sich tragen. Nur der dürfte auch mit Gedanken urteilen, der das Ganze in sich trüge und von aller nur möglichen Lebenserfahrung erfüllt wäre. Wo ist der?

Das Ganze aber ist nicht auf einmal da. Alles teilt sich in der Welt, und eben darum müßt ihr duldsam sein. Im Leben des Einzelnen teilt sich so Vieles, und wie ich heute ein anderer bin und doch derselbe als in jener Nacht, so ist ein jeder immer eins und doch verschieden, also daß für ihn manchmal Sünde ist, was ein andermal Erquickung und ohne Arg. Und unter den Menschen teilt sich das Vorhandene, und was dem einen geziemt und ihm Pflicht ist, das darf der andere nicht, und keiner soll schelten oder hassen. Denn alles ist der Teil eines Ganzen, und Feindlichkeit ist Mißverständnis. Das letzte aber erschließt sich nicht — und ob wir dann wir selber sind, ist ein Geheimnis.

Indem ich nun aufhören will, damit ihr auch wieder etwas sagen könnt, will ich euch noch an einem Besitztum, das meine Erfahrung und mein Denken mir gegeben haben, teilnehmen lassen, wenn ihr es mögt. Es ist die Erkenntnis, daß kein Zustand, der voll erfüllt werden soll, allein in sich selbst ruhen darf. Vielmehr muß er dazu über sich hinausstreben, wie ja auch der Mensch, der völlig er selbst sein will, nicht nur er selbst bleiben darf, sondern sich hingeben muß an eine Sache oder ein Ziel oder ein Volk oder einen anderen Menschen. So auch, wer dieses irdische Leben ganz und wirklich leben will, der kann es nicht, indem er sich nur diesem Leben widmet und auf das Wirkliche beschränkt. Sondern er muß etwas haben darüber hinaus: eine Ahnung oder eine Hoffnung oder einen Glauben oder einen Zweifel, der ja ein Ringen um alles dieses ist. Wenn er die Fühler nicht ausstreckt nach einem Mehr-als-Leben, dann verarmt ihn dieses Leben und auch die Liebe wird ihn verarmen. Die Fühler sind da, des werdet ihr erfahren haben und weiterhin erfahren, wie ja auch ich es manchmal erfuhr: am stärksten bei diesem Traum und der Stunde, die ihm folgte.

Wilhelm Dilthey

Von Erich Schramm

Groß ist in unserer ruhelosen Zeit, da alles wankt und wechselt, bei ernsten Menschen die Sehnsucht nach Stetigkeit, nach festen und bleibenden Werten, auf die man sich verlassen kann, und nach einem wirklich überragenden Geiste, der die Einzelerscheinungen im Zusammenhang der Jahrhunderte zu schauen und zu würdigen weiß. Darum dürfte die bedeutendste philosophiegeschichtliche Neuerscheinung des Teubnerschen Verlages, die Gesammelten Schriften Wilhelm Diltheys, für viele eine hochwillkommene Gabe sein.

Kurz vor Ausbruch des großen Weltkrieges erschien der erste Band dieser Gesammelten Schriften. Als ich den Band damals in einer längeren Charakteristik anzeigte, konnte ich auf die Erhabenheit des philosophischen Geistes über den Wechsel der Zeitereignisse hinweisen. Inzwischen sind Weltkrieg und Revolution über uns dahingebraust; die trüben Ahnungen, die einen Dilthey schon lange Jahre vor diesen großen Umwälzungen in Gemeinschaft mit seinem treuen Freunde Ernst von Wildenbruch beschlichen hatten, sind in furchtbarer Weise in Erfüllung gegangen, ohne daß jemand imstande gewesen wäre, das Verderben aufzuhalten. Geblieben aber sind die klassischen Leistungen unserer Dichter und Denker, frisch wie am ersten Tag liegen sie vor uns und lassen uns scheinbar abgerissene Fäden wieder anknüpfen. Hundert Jahre sind hier wie der Tag, der gestern vergangen ist. —

Die Bedeutung Diltheys für die Entwicklung des philosophischen Geistes ist noch lange nicht hinreichend erkannt. Seine Wirksamkeit fällt in die Zeit, in der es sich um Sein oder Nichtsein der Philosophie überhaupt handelte. Die zunehmende Spezialisierung der Erfahrungswissenschaften, ihre von den exakten Methoden der experimentellen Naturwissenschaft und der quellenforschenden Geschichtswissenschaft ausgehende Ablehnung jeder Spekulation machte es unmöglich, noch an dem alten systematisierenden Geiste der idealistischen Philosophie festzuhalten. Die Welt fiel gleichsam auseinander in ihre Teile, und vor der Wucht der Erfahrungstatsachen zerflatterte das geistige Band, mit dem der kühne Ideenflug Hegels jene Teile noch zusammengehalten hatte.

Die große Frage in diesem Augenblick war also, ob Natur- und Geschichtswissenschaft alle rein philosophische Gedankenbildung unhaltbar und überflüssig machen würde oder ob diese doch noch eine ganz eigene, bedeutsame Rolle in der Welt der harten Tatsachen spielen könne. Soviel stand fest: ein Opfer von seiten der Philosophie mußte gebracht werden. Und dieses Opfer war der Verzicht auf ein letztes umfassendes System:

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" Mit andern Worten: vor dem ewigen Rätsel und der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens versinkt nicht nur die Metaphysik — soweit war schon Kant gegangen — sondern jeder gerundete und geschlossene Gedankenbau überhaupt. Der Kreis schließt sich nicht mehr, wenn der Mensch die letzten Dinge begreifen will, an einer Stelle bleibt er bestimmt offen und läßt einen Blick tun in die unergründliche, widerspruchsvolle Unendlichkeit. Man denke an die Kuppel des Pantheon in Rom mit ihrer Deckenöffnung und ihrem Blick in den unendlichen Himmelsraum! Drängt dann aber der ruhelose Menschengeist trotzdem zu einer gerundeten und geschlossenen Weltanschauung, so verkapselt er sich alsbald in sich selbst, in seiner engen selbstgefälligen Subjektivität, und der Blick in das Weltall, wie es wirklich ist, bleibt ihm doch verschlossen. Daß Dilthey nur erste Bände vollendet hat, daß er bis in sein hohes Alter rang um den Abschluß seiner Werke, ohne ihn je zu erreichen, ist von tiefer, sinnbildlicher Bedeutung für seine faustische Natur, die sich in der Erschöpfung des bearbeiteten Stoffes nie genug tun konnte. Es hat etwas Ergreifendes, wenn man Diltheys Grab auf dem Friedhof in Biebrich besucht. Über einem völlig ungepflegten Rasenstück ein hölzernes Schild mit der Aufschrift: „Provisorium Wilhelm Dilthey!" Ja, so war dieser Mensch, so ganz abgewandt aller äußeren Form und Begrenzung, so ganz eingebettet in wilde, unendliche Natur!

Und doch war er ein echter philosophischer Kopf, ein ganz umfassender Geist und Denker! Denn überall ist in seinen Werken irgendwie Zusammenhang, Erhebung der Einzeltatsachen zur Welt der Begriffe. Aber diese Begriffe sind nicht Kunstbauten, hervorgegangen aus dem Trieb zum System, sondern sie sind aus der Sache selber heraus gewachsen und darum objektiv. Diltheys eigenstes Gebiet ist daher die Geschichte der Philosophie, die sachliche Versenkung in die Entwicklung des Geisteslebens anderer Denker, um einerseits den positiven Ertrag, andrerseits aber auch die Grenzen aufzudecken. So lebt dieser Forscher ganz in geistigen Zusammenhängen, aber indem er diese sachlich und objektiv erfaßt, müssen sie eine Art unendlicher Melodie auf dem Gebiet des Denkens darstellen. Dilthey hatte ein besonders inniges Verhältnis zu Bruckners innerlich unendlicher und darum äußerlich wie gewaltsam abbrechender, sinfonischer Kunst.

An Hegel schätzte Dilthey die fortschrittliche Weite, mit der dieser große Systematiker den Streit der gedanklichen Widersprüche und die sachliche Breite der geschichtlichen Tatsachen aufnahm in den Wunderbau seines Systems. Sein Gegensatz zu Hegel, der nicht minder stark ist, liegt in dem entscheidenden Gewicht, das er grade diesem objektiven Tatsachenmoment verleiht gegenüber dem subjektiven Trieb zum System, der doch

bei Hegel schließlich den Ausschlag gibt, bei Dilthey dagegen entschieden leichter wiegt gegenüber der strengen wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit der Geschichte. —

Das Bild dieses eigentümlichen Denkers wäre nicht vollständig ohne eine Würdigung seiner Stellung auch zu dem großen Gegensatz der Natur- und Geisteswissenschaften. Dilthey geht hier aus von der Eigenart alles geistigen Lebens gegenüber der äußeren, nach mechanischen Gesetzen lenkbaren und meßbaren Natur. So wendet er sich gegen die Übergriffe der Naturwissenschaft, die nach ihrer einseitigen Methode nun auch die geistigen Vorgänge, die Vorgänge inneren seelischen Erlebens meistern will. Dilthey vereinigte in sich in einzigartiger Weise scharfes nüchternes Denken und tiefes, seelisches Erleben, er stellte nicht nur Tatsachen fest, sondern erlebte sie auch in ihrer „Bedeutsamkeit", und hierin sah er recht eigentlich erst den letzten Sinn aller Erkenntnis: er war ein Lebensphilosoph. Darum ist für ihn das geistige Verstehen und Erleben etwas ganz anderes als die Erkenntnisse, die die Naturwissenschaft vermittelt, so sehr er andererseits natürlich den Zusammenhang geistiger und körperlicher Vorgänge anerkennt. Es gehörte nun mit zu seinem Lebenswerk, den Geisteswissenschaften als einem gesonderten Wissensgebiet eine eigene selbständige Grundlage zu geben. Und hier zeigte er sich als Meister peinlichster Einzelforschung, umfassenden philosophischen Denkens und feinsinnigsten Nacherlebens zugleich. Die Erforschung der Zusammenhänge in der menschlichen Geistesgeschichte war sein eigenstes Gebiet. „Die Geschichte lehrt uns, was der Mensch sei." Das fast tragische Ringen um Objektivierung des im letzten Grunde doch subjektiv bleibenden Erlebens erfüllte sein ganzes Leben. Aber dieses Ringen hat nun doch wundersame Erkenntnisse zutage gefördert, ganz neue Einsichten haben sich für den Historiker aus der philosophischen Betrachtungsweise Diltheys ergeben. Diltheys Werke werden dauern, denn in ihnen ist nicht Tagesmeinung, sondern die Forschung eines ganzen Gelehrtenlebens niedergelegt. Ehren wir unsere Meister und fühlen wir unsere eigene Kleinheit, indem wir von ihnen lernen!

Gott

Von Anna Brennecke-Capellen

Du bist das Leben, Gott,
Und ewig werdend, ewig sterbend,
Bist du das ewig Flutende,
Bist du Bewegung, Kraft und Wille
In der unendlich starren Schwere
Der kosmischen Gebundenheit.

Du bist das Leben selbst.
In unerschöpflich hoher Einheit
Verschwendest du dich unbegrenzt,
Erfüllst du dich in Geist und Form,
Und unerfaßlich, unbegreiflich
Hält deines Endes Urgrundstille
Den Anfang pulsbewegten Drängens
Schon selbstgewiß in sich beschlossen.

Zur Einführung in die Philosophie

IX. Zur Metaphysik: metaphysische Erkenntnis und religiöser Glaube

Die Antworten auf die Frage nach der Grundbeschaffenheit der Wirklichkeit werden in der Regel auch von Einfluß sein auf die Stellungnahme zu den drei bedeutsamen Problemen (die auch für Kant im Mittelpunkt stehen): gibt es eine Freiheit, eine Unsterblichkeit, einen (persönlichen) Gott?

Sinn und Bedeutung der Freiheitsfrage kann erst im Zusammenhang mit Wertproblemen näher dargelegt werden, da wir in der Regel voraussetzen, daß das sittlich Wertvolle nur durch ein freies, d. h. ursächlich nicht notwendiges Wollen verwirklicht werden kann. Je mächtiger sich aber in der Neuzeit das naturwissenschaftliche Denken entwickelt hat, um so mehr sind die Bedenken gegen die Annahme einer solchen (indeterministischen) Freiheit geworden. Man kann solche metaphysische Richtungen, welche die Freiheit leugnen und an der (naturwissenschaftlichen) Voraussetzung festhalten, daß alles Geschehen — auch das geistige, insbesondere das Wollen — durch Ursachen eindeutig bestimmt (determiniert) sei, als „naturalistisch" bezeichnen, diejenigen dagegen, die im Interesse der sittlichen Ideale die Freiheit behaupten, als „idealistisch".

Materialisten und Monisten denken in der Regel „naturalistisch". Wie sie die Freiheit leugnen, so bestreiten sie in der Regel auch die Unsterblichkeit, während Vertreter des Spiritualismus oder Dualismus sie meist verteidigen. Ein einwandfreier Beweis für sie ist m. W. noch nicht erbracht. Vielleicht gelingt er einmal den Spiritisten. Hinsichtlich des Gottesproblems verbindet sich Materialismus gewöhnlich mit Atheismus, Monismus mit Pantheismus, d. h. mit der Überzeugung, daß das eine Absolute, das als seelische und körperliche Wirklichkeit sich uns darstelle, mit dem Göttlichen zusammenfalle.

Der Theismus, d. h. die Lehre, daß die Welt von einem (nach Analogie der Menschen zu denkenden) „persönlichen" Gott zu seiner „Ehre" und aus Liebe zu den Menschen geschaffen sei, findet in der Regel seine Verteidiger bei den Dualisten und Spiritualisten.

Die Tatsache, daß von alters her die Philosophen sich mit den Fragen nach Gott und Unsterblichkeit beschäftigt haben, spricht dafür, daß in der Metaphysik ein Gebiet vorliegt, auf dem sich Philosophie und Religion, Wissen und Glauben berühren. Die Geschichte zeigt, daß diese Berührung nicht immer nur eine freundliche, sondern weit öfter noch eine feindliche war.

Mit Rücksicht auf den letzteren Umstand hat sich seit Kant, besonders innerhalb der protestantischen Philosophie und Theologie, auch das Bestreben geltend gemacht, eine völlige Sonderung beider Gebiete durchzuführen und eben dadurch den Anfechtungen des religiösen Glaubens durch die Philosophie ein für allemal ein Ende zu machen. Aber wie ich anderorts[1]) gezeigt habe, ist Kants Begründung des Glaubens auf ein sittliches Postulat selbst eine philosophische Begründung, und dazu eine sehr fragwürdige, und neuere Versuche, Glauben und Wissen zu sondern, scheinen mir ebenfalls nicht das gewünschte Ergebnis zu haben (vgl. H. V, S. 128 ff. u. H. VI, S. 159 ff).

[1]) Vgl. „Kants Leben und Philosophie". Stuttgart, Strecker & Schröder.

Gewiß ist Religion etwas anderes als Philosophie, sie ergreift den ganzen Menschen und ruht (in der Regel) auf Autorität (bzw. persönlicher „Erfahrung") und nicht auf eigenem Nachdenken und Forschen. Aber Religion enthält auch Seinsurteile (die von der Theologie dann begrifflich gefaßt und systematisch entwickelt werden) und diese Seinsurteile beziehen sich auf eben die eine wirkliche Welt, die auch die Metaphysik in ihrer Tiefe zu ergründen strebt (gestützt auf die Wissenschaften). So ist eine Auseinandersetzung zwischen Wissen und Glauben sachlich geboten (ob der einzelne in sie eintritt, ist natürlich Sache seiner persönlichen Entscheidung).

Da der Streit der metaphysischen Richtungen trotz jahrtausendelanger Dauer noch nicht zum Siege einer einzelnen geführt hat und in absehbarer Zeit schwerlich dazu führen wird, so ist es begreiflich, daß man sowohl für wie gegen den Gottesglauben von jeher Beweisgründe der Metaphysik entnommen hat. Von ganz besonderer Bedeutung ist dabei das sog. „Theodiceeproblem"[1]), d. h. die Frage, ob sich der Glaube an einen persönlichen Gott als ein allweises, allheiliges und allmächtiges Wesen vereinbaren lasse mit den Unwerten der von ihm angeblich geschaffenen Welt: mit dem Übel und dem Bösen.

Dieses Problem kann aber nicht gründlich behandelt werden, ohne in die Wertprobleme einzutreten. Ebendahin weist auch die gewöhnlich in der Metaphysik aufgeworfene Frage nach dem Sinn der Welt und des Lebens. Wir wenden uns darum — nachdem wir uns über Erkenntnistheorie und Metaphysik orientiert haben — (im Jahrg. 1929) dem dritten Hauptteil der Philosophie, der Wertphilosophie zu.

Lesefrüchte

Ideenverständnis und Lebensschau

Wir müssen ideenmäßig leben wollen, um Leben in seiner Wahrheit und Eigentlichkeit zu erlangen, zu verstehen und zu schauen... Aus Ideenverständnis kann nun die Grundstimmung der Führung sich mit unbedingter Zuversicht und Freude erfüllen. Freude, Friede und Freiheit müssen das Leben der Idee durchhalten. Es muß empfunden werden, daß Ideenvertrauen gleichsam ein Geschenke der tätigen Hingabe ist, in das mit Notwendigkeit alle Kräfte der Höhe sich ergießen. Von hier aus muß ein absolutes Gesundheitsbewußtsein durch alle Adern des Fühlers fluten. So wäre es wohl, wenn der Mensch reiner — Geist wäre; jedenfalls wird das Beseligende geistiger Gesundheit schwer beeinträchtigt durch krankhafte Körperzustände. Die rechte Lebens„führung" muß also auch die rechte Hygiene und Diät einschließen. [Das betont mit Recht Mazdaznan. D. Hg.] Die Grundseligkeit des Geistes muß alles überfreudigen können. Sie kann es, wenn das Geheimnis als Tat und Sinn besaht, die Gnade angenommen, das Gericht bestanden, die Offenbarung des Göttlichen im Sinnesausdruck des Allführens empfangen wird. Aus Grundseligkeit fließt Überfreudigungsmacht, aus Überfreudigungsmacht Wesensklarheit als Gefühlston, als Stimmungsklang, der allem Sachlichen froh und fest zutönt, wie herb es auch den empirischen Menschen in uns oft anspreche. Damit ist die Stimmungsgrundlage für den Schmerzverarbeitungswillen gegeben, der Hartes, Enges, Düsteres aufsucht, weil nur daran der Schoß der Seele zu höherer Befruchtung sich weitet. Daran schult das Erleidenkönnen sich als Kraft und geistselig festgehaltene Ernststimmung, die uns Gelassenheit für den Wandel des Weltlebens spendet.

*

Durch unser geistiges Fühlen erleben wir auch die Schwingungen und Stimmungen der Höhe. Wie die elektrischen Erscheinungen sich nach ihrer Wellenlänge bestimmen, so die Geisteserscheinungen nach der Weite und Höhe des Führens. Es ist alles mit Gedankenschwingung im All befüllt. Es kommt nur auf den Kontakt und den Rapport an. Wer eine höhere Gedankenstufe erreicht, gelangt damit gleichsam an höhere geistelektrische Leitungen und kann dementsprechend Führungsmacht auffangen und aus-

[1]) Aus dem Griechischen; wörtlich: Gericht über Gott.

senden. Wenn ein höherer Gedanke auf der Erde erscheint, ist er gleichzeitig das Signal einer höheren Führungsregion und Führungsmacht, die durch alle unteren Lebensstufen geistig schon greift.

Als der christliche Gedanke auftrat, belebten sich die Seelen, empfanden Kraft, Freude, Erlösung in dem Maße, wie sie in die Sphäre dieses Gedankens traten. Es wogten gleichsam unsagbare metaphysische Wellen durch die Menschheit. Die Dogmen, Legenden, Bekenntnisse waren nur Indizien für das Unaussprechliche.

So belebte sich Kant an der französischen Revolution. Der Weltkrieg brachte Unzähligen zunächst Genesung, unsagbare Kräftigung, weil auch in ihm etwas Metaphysisches waltete. Ebenso aber wurden Millionen durch die Revolution von 1918 geistig bekräftet, mit neuer Gesundheit begnadet.

Alle diese Erlebnisse lassen sich logisch gar nicht formulieren. Es steht in den Gegensätzen des Erlebens nicht Beweisgrund gegen Beweisgrund, sondern Kraft gegen Kraft. (Aus W. Schlüter: Führung. Leipzig, Meiner.)

Aussprache

Christentum — Sittlichkeit — Heidentum

Von Fritz Peters

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat seinerzeit versprochen, „alle philosophischen Richtungen zu Worte kommen" zu lassen. Nur die Bekämpfung des Gegners „in rein negativer Polemik" will er ablehnen. Eine Bekämpfung des Gegners — nämlich des kirchlichen Christentums in jetzigen Erscheinungen — müssen die folgenden Äußerungen eines Heiden sein (das Wort „Heide" für den Religionslosen überhaupt gegenüber dem Christen genommen). Die rein negative Polemik soll nach bestem Können vermieden werden.

Die Äußerungen veranlaßt ein Erlebnis, das sich in zweifacher Wiederholung aufdrängte. Da das fast während Jahresfrist geschah, lag es nahe, darin allgemeingültige Fälle zu sehen, die sich auch anderwärts nicht anders ereignen. Ist das Tatsache, dann verraten sie eine Gefahr, die der Heide nicht unbekämpft lassen kann — und das nicht nur um seinetwillen!

Ein evangelischer Pfarrer spricht vor einem kleinen Kreis gebildeter Laien über Häckels Materialismus und prägt dabei das scharfe Wort: „Ohne Christentum keine Sittlichkeit!" Das für jeden Nichtchristen unerhörte Wort blieb ungehört oder fand — wenigstens stille — Zustimmung. Es blieb unwidersprochen bis auf die sehr scharfe Entgegnung eines Heiden. Dem ward dann die scheinbar übliche Antwort zuteil: „So war das natürlich nicht gemeint; daß es einzelne Nichtchristen gäbe, deren sittliches Streben und Leben die Achtung aller Mitmenschen verdiente, das könnte kein rechtlich Denkender bestreiten." Daß eine solche Antwort die ganze vorangegangene Beweisführung einfach über den Haufen warf, das tat weiter nichts zur Sache. Das Wort blieb gesagt und wurde in seiner Allgemeinheit nicht zurückgenommen.

Ein zweiter Pfarrer, der „liberal" sich nennen läßt und jedenfalls einen Ruf genießt weit über das Durchschnittspfarrertum hinaus, spricht über „Religion und Kultur" und prägt dasselbe scharfe Wort: „Ohne Christentum keine Sittlichkeit". Er verschärft es noch durch die Verallgemeinerung: „Ohne Religion keine Sittlichkeit!" Und wieder blieb es in dem weit größeren Kreise unwidersprochen bis auf die gleich scharfe Entgegnung des gleichen Heiden. Dem ward dann wieder die gleiche Antwort zuteil: „So war das natürlich nicht gemeint." Aber leider eben gesagt! Wenn das die Pfarrer in öffentlichen Versammlungen zu sagen wagen, wie erst mögen ihre Versicherungen im geschlossenen Kreise ihrer Gemeinden klingen!

Und zum dritten: In einer „Weltanschauungswoche" spricht wieder ein evangelischer Pfarrer über „Christentum und moderne Weltanschauung", „Christentum und Naturalismus" usw. Und sein Berufsgenosse berichtet darüber: „Nur die Überschätzung der Natur wird (vom Christen) abgelehnt, weil sie Diesseitsmenschen macht, denen das Innenleben fehlt" (!) und im Zusammenhang damit: „Mit dem Glauben an den Naturalismus fällt die Verantwortung (!) fort, der Mensch steht jenseits von Gut und

Böse. Das Christentum erhebt Einspruch gegen die Entwertung der Sittlichkeit." Das verdichtet sich dann wieder zu dem Urteil: „Wer Gemeinschaft mit Gott findet, dessen Einsamkeitsgefühl ist ausgelöscht; nur (!) dieser Mensch hat Frieden." — — —

Vor 135 Jahren erschien ein Buch, dessen Vorrede begann: „Die Moral, so fern sie auf dem Begriffe des Menschen als eines freien, eben darum aber auch sich selbst durch seine Vernunft an unbedingte Gesetze bindenden Wesens, gegründet ist, bedarf weder der Idee eines andern Wesens über ihm, um seine Pflicht zu erkennen, noch einer andern Triebfeder als des Gesetzes selbst, um sie zu beobachten." Das Buch heißt „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" und ist geschrieben von Immanuel Kant. Das war freilich kein Pfarrer, weder evangelischer noch katholischer, aber doch sonst ein anerkannt redlicher und scharfsinniger Denker. Für wen hat dieser Kant eigentlich geschrieben? Wirklich nicht für evangelische Pfarrer und Theologen, die heute so munter und unberührt wie ehedem versichern, ohne Christentum und ohne Religion und ohne Gott gäbe es keine Sittlichkeit? Die sich nicht scheuen, einen Kant mit der Behauptung zu widerlegen, er habe die Religion doch wieder zu Ehren aufgenommen? Soll Kant und sollen hundert andere vor ihm und nach ihm wirklich ganz umsonst gelebt und gedacht haben?

Wenn ich Kant recht verstanden habe, so hat er nie und nirgends die völlige Unabhängigkeit der Sittlichkeit von aller Religion bestritten. Der Erweis dieser Unabhängigkeit ist ja gerade eine seiner größten Taten. Darin gibt mir das Buch unseres Herausgebers über „Kants Leben und Philosophie" (Stuttgart, Strecker & Schröder)[1]) recht. Kant hat nur behauptet, daß Sittlichkeit zur Religion führen könnte. Leider ging Kant noch weiter und behauptete, daß sie zur Religion notwendig führen müßte. Ein solches „Leider" darf sich auch die ganz unbedingte Verehrung des steten Schülers gegen seinen größten Lehrer erlauben. Denn Kants Behauptung der Notwendigkeit ist unschwer dadurch zu erklären, daß er hierin befangen blieb in seiner Zeit. Hier kann auch über ihn, ohne seiner Lehre autonomer Sittlichkeit irgend zu schaden, hinausgegangen werden: die Sittlichkeit braucht heute nicht mehr zur Religion zu führen: der religiös gerichtete Mensch wird durch sein sittliches Leben nach wie vor sein religiöses Fühlen gestützt und gestärkt sehen — der religionslose Mensch wird heute in seiner Sittlichkeit Genüge und Daseinswert finden können. Das Hinausgehen über Kant dürfte gefordert werden, wenn er tatsächlich „Realist genug war, um zu erkennen, daß es — will man praktisch wirken — nicht genügt, eine Idee (wie die der Sittlichkeit) in ihrer Reinheit darzustellen" (Messer, a. a. O., S. 262). Solcher Realismus dürfte die Reinheit der Idee verderben, also ihre Wirksamkeit für die Dauer schwächen. Ein Realismus, der menschlicher Schwäche entgegenkommt, mag fürs Erste Erfolge zeitigen: aber Erfolge nur, die eben durch menschliche Schwäche mitbedingt sind. Dem „weltklugen" Realismus kann nicht scharf genug der scheinbar „weltfremde" Idealismus entgegengestellt werden, der in der von allen Bindungen freien Sittlichkeit das höchste Ziel des Menschen sieht. Vielleicht sind die obigen Behauptungen der Theologie nur deswegen noch möglich, weil die Idee der sich selbst die Gesetze gebenden Sittlichkeit auch von Kant noch nicht in der äußeren Reinheit und Schärfe hingestellt worden ist.

Das aber hat er klar und deutlich genug festgestellt: Das Erste ist immer die Sittlichkeit, das Zweite erst die Religion, nicht umgekehrt. „Die ganze Bedeutung der Religion erschöpft sich für Kant in ihrer Förderung der Moralität" (Messer, a. a. O.). Das mag immerhin „eine gewisse Einseitigkeit in der Würdigung der Religion" sein. Aber sie beschwert niemanden! Der Christ, der dem, der ohne Religion sittlich sein will, die Möglichkeit solcher Sittlichkeit abspricht, der will ihn in seinem besten Sein und Wollen entwurzeln, um ihn dann um so leichter für seine Religion zu gewinnen. Der Religionslose, Gottlose, dem die autonome Sittlichkeit das Leben lebenswert macht, wird in der Sittlichkeit, die der Religion, dem Gottesglaubentum entspringt, freilich nicht die höchste Stufe menschlicher Sittlichkeit sehen können, aber er wird sie nicht als unsittlich verwerfen, sondern sich ihrer als einer Tatsache freuen. Im übrigen wird er die Religion auf sich beruhen lassen, er wird sie verweisen ins Reich des Glaubens, d. h. in das Reich des Unbeweisbaren. In der stark unterschiedlichen Achtung dessen,

[1]) Vgl. auch dessen Kommentar zu Kants ethischen und religionsphilos. Schriften (Leipzig, Meiner) und seine Auseinandersetzung mit Driesch's Ethik, August-Heft 1928.

was dem andern das Höchste ist, liegt das Wesentliche, das Entscheidende der Beurteilung von Christentum und Heidentum in ihrer Stellung zur Sittlichkeit.

Es kann keiner Religionsgemeinschaft verargt und verwehrt werden, für sich zu werben. Diese Art zu werben dürfte jedoch wenig mit wahrem Christentum gemein haben. Sie geht so nahe an überheblichstes, anmaßendstes Pharisäertum heran, daß Christus sich wohl selbst gegen seine Träger gewandt hätte und daß die Feindschaft, die der Andersdenkende gegen diese Träger haben muß, verständlich erscheint. Diese Feindschaft — das ist wieder sehr wesentlich — ist Verteidigung, Abwehr, Notwehr. Der Angreifende ist der Träger dieser Kirche: er will den Menschen vernichten, der ohne Christentum, „ohne Gott" sittlich sein will oder gar sein kann.

Was behaupten die Verfechter des Christentums in den oben gekennzeichneten Vertretern, die nicht zu den berühmten Ausnahmen zu gehören scheinen? Die Unmöglichkeit einer Sittlichkeit ohne Gott. Die Unmöglichkeit eines Innenlebens, überhaupt menschlicher Würde beim religionslosen Menschen (denn mit der Selbstverantwortlichkeit fällt diese Würde). Die Unmöglichkeit wertvollen Tuns beim Religionslosen, weil ihn der Unfriede verzehrt.

Was behauptet der Religionslose? Die Möglichkeit, sich mit der Tatsache seines Daseins abzufinden, ohne verzweifeln zu müssen. Die Möglichkeit, mit der Beschränkung auf das Diesseits doch nicht dem „Materialismus" (im üblichen übeln Sinne genommen!) verfallen zu müssen. Die Möglichkeit, die Wärme eines Glaubens zu haben, der — dem religiösen Glauben gleich — auch Berge versetzen kann, die belebende Wärme des Glaubens an die Menschheit selbst. An jene Menschheit, die das Recht auf das stolze Wort sich verdient: „Sittlichkeit ist unser Werk, sonst ist sie nicht, was ihren Namen verdient!"

Hier ist nicht Raum noch Absicht, noch einmal zu beweisen, was besser Kant und andere vor und nach ihm bewiesen haben. Der Zweck ist:

1. Wieder einmal auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die in solchen Behauptungen der Religiösen, der Kirchlichen, für jeden Andersdenkenden, für die Freiheit des Denkens überhaupt liegt, und

2. eine Aussprache derer herbeizuführen, die von dem Glauben ihrer Kirchen nicht loskommen können noch wollen, zu der Frage, ob sie im Dasein des Religionslosen eine Gefahr erblicken müssen für die Sittlichkeit, zu der sie sich bekennen.

Erkenntniswert religiöser Erlebnisse

Im Juniheft d. J., S. 168 ff., gibt Herr R. Klee zwar zu, daß religiöse „Erlebnisse" im allgemeinen nur Gefühlszustände sind, aber keinen Erkenntniswert haben, will aber für einige Gefühle doch eine Ausnahme machen, indem er ihnen eine Art indirekter Beweiskraft auf dem Wege logischer Ausdeutung zuschreibt. Dies treffe z. B. auf die Gefühle der Sündhaftigkeit („Selbstverwerfung"), ferner des Mitleids (Nächstenliebe) zu, da solche aus der „natürlichen Entwicklung" herausfielen, keinen „praktischen Sinn und Zweck" hätten, vielmehr im gewöhnlichen wie im wissenschaftlichen Verstand als Unsinn und Übertreibung zu bezeichnen seien. Daher könnten sie nicht aus unserer Seele stammen, sondern seien geeignet, eine darüber hinausgreifende Wirklichkeit — Gott — indirekt zu beweisen.

Das scheint mir sehr anfechtbar. Einmal sind die bezeichneten Gefühle keineswegs „unnatürlich" und ohne Lebenswert, das Gefühl der „Selbstverwerfung" — sofern es überhaupt ehrlich besteht und nicht auf hysterischer Grundlage beruht — hat jedenfalls den Wert der Selbsterkenntnis und des Antriebs zum Besserwerden. Und gar Mitleid und Nächstenliebe sind für den Menschen als durchaus sozial bedingtes Wesen so natürlich als wertvoll. Warum sollten diese Gefühle nicht wie andere aus der menschlichen Seele stammen? (Wenn übrigens für den Gottgläubigen die Seele selbst von Gott stammt, so müßten doch alle Seelenfähigkeiten, alle Gefühle auf Gott zurückzuführen sein!)

Ferner: Gibt es nicht noch manch andere der religiösen Färbung entbehrende Gefühle und Strebungen, die zum Teil sogar noch viel „unpraktischer", ja direkt lebensfeindlich sich auswirken können, wie z. B. die einseitig hochgesteigerten Gefühlszustände mancher Künstler oder Erfinder, die ihrer Idee — vielleicht einem leeren Wahn —

das ganze äußere Lebensglück opfern, oder die Gefühle von Geld- oder Machtgierigen, die über eigene und fremde Lebenswerte rücksichtslos hinwegschreiten. Sollen auch solche Gefühle, da sie doch als „unnatürlich", als „Unsinn" oder „Übertreibung" im obigen Sinne charakterisiert werden müssen, gleichfalls als eine Art indirekte Gottes-Beweise betrachtet werden? Dies muß, wie ich glaube, ebenso abgelehnt werden, wie der ganze eingangs skizzierte Beweisversuch. P.

Ich möchte darauf kurz folgendes erwidern:

1. Der Abstand der religiösen Erlebnisse von allen anderen Gefühlen muß allerdings gründlicher gezeigt werden, als es in dem kurzen Aufsatz geschehen konnte. Der Unterschied von dem natürlichen Fühlen liegt vor allem in ihrer Richtung auf Selbst- und Weltüberwindung.

2. Gewiß, sie können sozial segensreich wirken, trotz ihrer „unnatürlichen" Beschaffenheit. Das ist ja gerade das Wunderbare: die Kraft zu wahrhafter Weltverbesserung stammt aus dem Geiste der Weltüberwindung. (Religiöser Sozialismus!)

3. Ich glaube in der Tat, so anstößig das klingen mag, daß Gott unser gewöhnliches Seelenleben nicht schafft. Wir und alle Dinge schöpfen immerwährend unbewußt aus der Gottheit die Kraft zum Dasein, sie schafft in uns die Kraft zur Überwindung, sie ist die ewige Heimat des Guten. R. Klee.

Die Frage nach dem Absoluten und dem Lebenssinn

Als Leser Ihrer Zeitschrift „Philosophie und Leben" — freilich erst seit Mai 1928 — bitte ich Sie ganz offen um Beantwortung einer Frage, die mir ungemein lebenswichtig erscheint.

Als beunruhigend und quälend empfinde ich den Umstand, daß die zünftige Wissenschaft irgendwelchen religiösen und metaphysischen Erkenntnissen jeglichen Erkenntniswert abspricht. Beunruhigend vor allem deshalb, weil jene Erkenntnisse — so wage ich zu behaupten — zutiefst der Unmittelbarkeit eines Lebensgefühls entsteigen, das doch — so scheint mir eben — gerade als „Vitalität", als „Kreatürlichkeit" einen beinahe absoluten Geltungswert beanspruchen dürfte und zuallererst befragt werden müßte.

Etwas deutlicher noch:

Wenn mir ein jahrelanges, intimes Verhältnis zur Natur die Erkenntnis schenkt, zumindest werde die Wirklichkeit von einer intensiven Zielstrebigkeit durchwirkt, von derselben schließlich, die ich selbst als wesenhaft in mir unmittelbar erlebe; wenn es mir weiterhin gegeben ist, eben diese metaphysische „Tendenz" in mir derart substantiell zu intensivieren, daß die religiöse Gewißheit der Verbundenheit mit dem „Urgrund" aller Dinge aufblüht — eine Gewißheit, die sich insofern „allproduktiv" auszuwirken vermag, als das Gesamtgeschehen, das Gesamt-Sein von ihr erfaßt, in seiner großartigen Harmonie (trotz aller Differenzierung und Polarität) erschaut, erkannt wird und eine beinahe „aktiv-franziskanische" (verzeihen Sie bitte diesen Ausdruck) Lebenshaltung Platz greift —: so erlaubt mir die Wissenschaft nicht, diese meine Erkenntnisse, trotzdem ich sie meiner Seinstotalität — nicht nur einem bloßen „Gefühl", aber ebensowenig einer bloßen Intellektualität — verdanke, trotzdem sie sich umfassend kulturschöpferisch erweisen könnten, als wahr und wirklich zu bezeichnen.

Ich frage Sie nun, sehr geehrter Herr Professor, was veranlaßt die Wissenschaft zu dieser beinahe asketischen Haltung (ist das naiv gefragt?), warum mißtraut sie jener lebendigen Unmittelbarkeit, jener „Instinktsicherheit", jenem „Sinn für die Natur", warum verzichtet sie ängstlich auf die Gestaltung einer Kosmogonie? Weil sie glaubt, nur die ratio und die exakte Empirie vermitteln wirkliche Erkenntnisse? (woher nimmt sie diesen Glauben? aus der Empirie?). Es entsteht doch ein unheilvoller, alogischer Zwiespalt: der Sinn des menschlichen Seins gebietet „Totalität", nicht nur zu leben in der Horizontalen, im Bereiche nahester, aktuellster Tatsächlichkeiten, sondern noch mehr zu leben in der Vertikalen, im Bereiche metaphysischer, religiöser Beziehungen, im Bereiche der Werte (mit intensivster Wirkung auf die „Horizontale"): Die religiösen und metaphysischen Erkenntnisse sind ganz dem „Sinn des Lebens" verbunden: die Wissenschaft ignoriert sie, ignoriert schließlich den postulierten „Sinn des Lebens". Was soll sie dann eigentlich?

Ich gerate in schlimme Verwirrung, sehr geehrter Herr Professor. Nehmen Sie mir bitte nicht übel, daß ich vielleicht nicht absolut klar bin — ich bin kein „Philosoph", nur ein ehrlich interessierter Mensch — und seien Sie mir bitte nicht böse, daß ich überhaupt mit meiner Frage an Sie herangetreten bin.

Siegfried Casper.

Antwort:

Sie gehen von der Voraussetzung aus, daß „die zünftige Wissenschaft" den religiösen und metaphysischen Erkenntnissen gänzliche Geltung absprechen. In wem sehen Sie dabei Vertreter der „zünftigen Wissenschaft"? Denken Sie hier an Vertreter von Einzelwissenschaften, etwa der Naturwissenschaft oder Medizin, so mag diese ablehnende Haltung gegen jede Metaphysik noch oft Tatsache sein. Aber sie bedeutet sachlich wenig; denn vom Standpunkt einer Einzelwissenschaft kann die erkenntnistheoretische Frage, ob und wie metaphysische Erkenntnis gewonnen werden kann, gar nicht beantwortet werden. Dafür ist die Philosophie zuständig. Deren heutige Vertreter aber nehmen durchaus nicht eine so ablehnende Haltung ein: sie nehmen die metaphysische Frage nach einem „Urgrund" der Wirklichkeit und die davon zu scheidende wertphilosophische bzw. ethische Frage nach dem Sinn des Lebens durchaus ernst und versuchen sie zu beantworten. Gar manche Aufsätze in den bisher erschienenen Bänden von „Philosophie und Leben" können Ihnen dafür Zeugnis bieten. Ich nenne z. B. aus Jahrgang 1927 S. Weinberg: „Die Philosophie O. Weidenbachs als eine Philosophie des Lebens" (H. 5/6), P. Messer-Platz: Lebenssinn (H. 1), meine Aufsätze über Francé (H. 1), über Keyserling (H. 10/11), ferner die „Zur Einführung in die Philosophie", die auch im Jg. 1928 fortgeführt wurden; sodann aus Jg. 1928: Telke, Die Wahrheitsfrage in der modernen Religionsphilos. (H. 5), Weinmann, „Erkenntnistheorie und Leben" (H. 5), meinen Briefwechsel mit Meißinger über „Kantianismus und Realismus" (H. 5/6). Auch manche der Buchbesprechungen kommen in Betracht; ich verweise z. B. auf R. Müller-Freienfels, „Metaphysik des Irrationalen" (Leipzig, Meiner; vgl. H. 3).

Freilich *eins* ist immer zu beachten: wer zur philosophischen Erkenntnis gelangen will, muß bestrebt sein, das, was gefühlsmäßig sich in ihm regt, soweit es Erkenntnisgeltung beansprucht, klar und möglichst einfach *denkend* zu erfassen, es in Einklang zu setzen in unsere schon errungenen Erkenntnisse und es dabei nüchterner, sachlicher Kritik zu unterziehen. A. M.

Besprechungen

Die deutschen Klassiker (Herder, Schiller, Goethe). Von *Rudolf Lehmann*. (Die großen Erzieher, Bd. 10.) Leipzig, F. Meiner. VIII, 342 S. Mk. 8.—, in Ganzl. Mk. 10—.

In der von Lehmann redigierten Sammlung, die die Persönlichkeit und die Systeme der großen Erzieher recht glücklich zur Darstellung bringt, wird dieser Band wohl am meisten die Gebildeten von heute interessieren. Denn an der Formung des modernen Menschentyps, ja für die Ausgestaltung unseres Kulturideals haben die drei Großen von Weimar das Größte geleistet. Als reife Frucht der Geisteskämpfe von Jahrhunderten erscheint in dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts das Bildungsideal des Weimarer Klassizismus. Für *Herder* ist es das Humanitätsideal, das anzustreben ist. Die volle, harmonische Ausgestaltung aller menschlichen Kräfte, tiefes Verständnis für die Eigenart des anderen und Eindringen in die Geistigkeit fremder Völker und Kulturen sind der Weg menschlicher Entwicklung. Das Humanitätsideal, das er verkündet, wurzelt in der Ehrfurcht für alles, was menschlicher Geist hervorgebracht. Humanität ist der eigentliche Sinn und die treibende Kraft des kulturellen Höherstrebens der Menschheit. Die Darstellung *Schillers* und *Goethes* ist bei Lehmann durchaus frisch, und obgleich diese Epoche europäischen Geisteslebens oft und oft behandelt wurde, finden sich hier neue Zusammenstellung, feine Unterscheidungen in den letzten Lebensfragen der drei Großen. In Schiller und Goethe erst gewinnt das Bildungsideal durch die Idee der Freiheit eine Fülle und Reife, die das persönliche Leben mit gegenständlicher Kraft zu schaffendem Gestalten der Welt anspornt. Der kühne Flug der ästhetischen Erziehung Schillers, wo das Schöne gleichsam das Tor zur Wahrheit und

Sittlichkeit bildet, erfährt seine Höhe und erreicht seine Vollendung in dem Ideal der individuellen Bildung, wie sie uns Goethe lehrt. Diese Partien des Buches, die seine philosophische Analyse der Werke (Wilhelm Meister u. a.) zeigen uns Goethes Auffassungen und gedanklichen Zusammenhang. Hier hören wir das Hohelied der mit Bildungselementen geformten reichen Persönlichkeit; den tiefsten Sinn des Lebens darin erblickend: die Anlagen der Natur bildsam zu Bewußtsein zu erheben. Die Durcharbeitung dieser Arbeit von Lehmann bestärkt uns in dem Glauben, daß Weimar, das klassische Weimar, ebensowenig vor uns, wie hinter uns liege; vielmehr sei es ein Leitstern, der uns die Richtung nach dem tiefsten Wesen des Geistes zu suchen angibt. Denn von hier gehen immer noch die Ströme ewiger Verjüngung aus.

Prof. Dr. L. Roth.

Piechowski, Paul. Proletarischer Glaube. 3. Aufl. Berlin, Furche-Verlag. 1928. 243 S. Geh. 4.80, geb. 6.— Mk.

Ein Berliner evangelischer Theologe hat hier auf Grund von Hunderten beantworteter Fragebogen die religiöse Gedankenwelt organisierter sozialistischer und kommunistischer Arbeiter und Arbeiterinnen dargestellt. Das Buch gibt wie wenige tiefe und oft erschütternde Einblicke in die Seele der arbeitenden Großstadtbevölkerung. Bei all der scharfen Kritik, die an den Kirchen geübt wird, ist doch bemerkenswert, wie die meisten nicht beim Negativen stehenbleiben, wie vielmehr überwiegend ehrliches Ringen nach Erkenntnis, lauteres Streben nach sittlichen Idealen und nicht selten auch ehrfürchtiger, religiöser Sinn aus diesen Bekenntnissen spricht. Keiner, der mit unserem arbeitenden Volk innere Fühlung sucht, es überhaupt verstehen will, sollte an diesem Buche vorbeigehen. A. M.

Schwartzkopf, Nikolaus. Der schwarze Nikolaus. Roman. München, Georg Müller. 1929. 322 S.

Im Mittelpunkt des Romans steht ein Dorfschullehrer, ein echt deutscher Idealist, gütig, hingebend, weltfremd, aber von zähem Wollen. Die Darstellung, in der die Neigung zu heiterer, liebevoller Kleinmalerei vorherrscht, erhebt sich gelegentlich zu dramatischer Wucht und Spannung. Mit innerer Anteilnahme, ja Ergriffenheit erleben wir das Kämpfen, Leiden und Lieben des Helden mit. Aus der Darstellung des Einzelschicksals fallen Streiflichter auf die Haltung der großen zur Volkserziehung berufenen Mächte Kirche und Staat, auch auf ihr Versagen.

Der Verfasser erweist sich nicht nur als echter Dichter, sondern er besitzt auch psychologischen Scharfblick und philosophischen Sinn für die großen Menschheitsfragen. A. M.

Haack, Karl. Fichte und Deutschlands Wiedergeburt. Wohlau, Verlag der „Schles. Dorfztg." 1927. 128 S. Kart. Mk. 2.50.

Der Verfasser, evang. Pfarrer in Breslau, gibt eine fesselnd geschriebene, quellenmäßige Darstellung der Vaterlandsliebe Fichtes in ihrer Entwicklung und verbindet damit einen packenden Appell an unsere deutsche Gegenwart, für die in der Tat Fichtegeist — Aufbaugeist bedeutet. A. M.

Pfister, Oskar. Die psychanalytische Methode. 3. Auflage (stark umgearbeitet), mit Geleitwort von Prof. Dr. Sigm. Freud. Leipzig, Klinkhardt. XVI und 585 S. Geb. Mk. 20.—.

Mit Pfisters grundlegendem Werk ist es mir merkwürdig ergangen. Anfänglich las ich seine Darlegungen mit Protest, dann hielt ich sie für möglich, als ein Überzeugter habe ich das Buch aus der Hand gelegt. Es bietet die Systematik der Psychanalyse, Systematik freilich nicht im Sinne trockener Abstraktion. Alle Ergebnisse und Erkenntnisse werden vor den Augen des Lesers anschaulich entwickelt an zahlreichen, weit ausgeführten Beispielen aus der Werkstatt des erfahrenen Erziehers und Seelsorgers. Die neue Auflage zeigt beträchtliche Verbesserungen und Erweiterungen, besonders dadurch, daß sie die ungeheuren Fortschritte der analytischen Forschung im letzten Jahrzehnt aufgenommen hat. Auch setzt sich Pfister in klarer und überzeugender Weise mit den Abspaltungen der Freudschen Schule auseinander, mit Jung und besonders mit Adler, dessen Grundgedanken (Bedeutung des Minderwertigkeitsgefühls und seiner Kompensation für die Neurose) man übrigens schon in der ersten Auflage des Pfisterschen

Buches findet, ohne daß Pfister seinerseits in den Fehler verfallen ist, eine berechtigte Erkenntnis zur allgültigen zu machen. Das Werk, vom Verlag geschmackvoll ausgestattet, ist in klarem, flüssigem Stil, teilweise in geradezu hinreißender Sprache geschrieben. Aber: warum hat das Buch denn die wertvollen Register der früheren Auflagen abgestreift? Dr. A. Zink, Marbach.

Derselbe. Was bietet die Psychanalyse dem Erzieher? 2. Auflage. Leipzig, Klinkhardt. 158 S. Brosch. Mk. 3.60.

Die gleichen Vorzüge wie das große Werk zieren desselben Verfassers kleinere Schrift, die besonders dem Lehrer und Erzieher über manche Fragen der Praxis die Augen öffnen kann, in denen er seither ratlos stand, zugleich eine knappe und doch das Grundsätzliche erschöpfende Ersteinführung in die analytische Theorie und Praxis gebend. Auch diese Schrift bringt gegenüber der ersten Auflage allerhand Verbesserungen durch Berücksichtigung des neuesten Standes der Forschung.

Dr. A. Zink, Marbach.

Adler, Alfred. Menschenkenntnis. 2. verbesserte Aufl. Leipzig, Hirzel, 1928. 230 S. Geh. Mk. 8.—, geb. 10.—.

Die von Adler begründete sog. „Individualpsychologie" trägt diesen Namen davon, daß sie das seelische Leben in all seinen Äußerungen aus einer einheitlichen Grundtendenz zu verstehen sucht. Sie faßt also das Leben als zielstrebig; deutet es vom Ziel her, also teleologisch, und zwar erblickt sie — im Anschluß an Nietzsche — die herrschende Tendenz in einem Streben nach Macht, nach sozialer Geltung. Die Kleinheit, Schwäche und Unbeholfenheit der frühen Kindheit bringt es mit sich, daß vom Beginn jedes seelischen Lebens ein Minderwertigkeitsgefühl steht. Das ist der natürliche Nährboden, aus dem sich das Streben nach Macht entwickelt, dessen Ziel ist, sich zu sichern, ja zur Überlegenheit über die Umwelt zu gelangen. Vielfach gerät dieses Streben in Konflikt mit den Forderungen der anderen und der Gemeinschaft. Darum versteckt es sich oft unter den seltsamsten Masken und weiß sich der erstaunlichsten Mittel und Umwege zu bedienen.

Das vorliegende Buch entwickelt die Grundanschauungen Adlers und gibt eine sehr tief dringende und aufschlußreiche Charakterlehre. Es wird jedem treffliche Dienste leisten, seine Menschenkenntnis, vor allem auch seine Selbsterkenntnis zu bereichern und zu klären. A. Fr.

Künkel, Fritz, Einführung in die Charakterkunde. Leipzig, Hirzel, 1928. 185 S. Geh. Mk. 8.—, geb. Mk. 10.—.

Die Schrift ist sehr wohl geeignet, in die von Alfred Adler begründete sog. „Individualpsychologie" einzuführen und den Leser zum Urteil über die Fruchtbarkeit der individualpsychologischen Grundanschauungen zu befähigen. A. M.

Schaper, E. H. Der letzte Gast. Roman. Stuttgart, Bonz, 1927. 232 S. Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 5.—.

Gegenstand ist das tragische Zugrundegehen eines Künstlersohnes, der von der Größe seines Vaters geradezu erdrückt wird. Ein Erstlingswerk, das hohe dichterische Begabung verrät. Die Personen des Romans muten aber fast alle als degeneriert, ja pathologisch an: ihr Verhalten erscheint oft kaum psychologisch verständlich. A. M.

Aufsätze können z. Zt. nicht angenommen werden. Anfragen und andere Beiträge zur „Aussprache" sind willkommen.

„Philosophie und Leben" kann nur durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag (Postscheck: Leipzig 9886), nicht durch die Postzeitungsliste bezogen werden.

Die unentgeltlichen Buchbeigaben dieses Jahres können nur noch den bis zum Jahresschlusse neu hinzutretenden Beziehern geliefert werden.

Schriftleitung: Univ.-Prof. Dr. A. Messer und Frau Paula Messer, geb. Platz, Gießen, Stephanstr. 25. — Für Einsendungen, die nicht im Einvernehmen mit der Schriftleitung erfolgen, kann keine Verantwortung übernommen werden. Rücksendung unverlangter Manuskripte erfolgt nur, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Der Abonnentenbestand von „Philosophie und Leben“ hat sich, seit der Unterzeichnete vor knapp zwei Jahren den Verlag übernahm, fast verdreifacht.

Wir danken allen denen unter unseren Lesern, die durch Werbung bei Bekannten und durch Mitteilung geeigneter Adressen mit dazu beitrugen, dies schöne Ergebnis zu erzielen. ¶

Im kommenden Jahre sollte es sich jeder Leser zur Aufgabe machen, nochmals mindestens zwei neue Abonnenten zu gewinnen, dann erst wird „Philosophie und Leben“ all den Anregungen zu entsprechen vermögen, die die Leser uns gaben. ¶

Im Jahrgang 1929 sollen vor allem ethische und religionsphilosophische Probleme behandelt werden. An Aufsätzen sollen u. a. erscheinen: Amtsrichter Bach, Aristokratie und Demokratie / Universitätsprofessor Dr. K. Breysig, Seelenformen, Gesellschaftslehre und Geschichte / Generalarzt Buttersack, Entschluß / E. Conze, Neuscholastik / Professor Dr. Arthur Drews, Das Unbewußte in Philosophie und Psychoanalyse / Dr. M. Fill, Gottesbeweise oder Gotteshoffnung? Gr. v. Glasenapp, Der Philosoph Wilh. Busch / L. Herland, Autonomie der modernen Kultur / Dr. A. Hildesheimer, Philosophie und Technik Direktor Holzhausen, Die deutsche Frau und der heutige Staat / Studienrat Dr. Klamp, Der Dilettantismus / Hugo Marcus, Ideale / Dr. J. Neumann, Die Instinkte des Menschen / Dr. Raupp, Religiöse und freigeistige Moral Direktor Dr. Rauschenberger, Der relativistische Positivismus / Universitätsprofessor Dr. Verweyen, Erziehung zur Form / Universitätsprofessor Dr. Vierkandt, Macht und Verantwortung / Frau Universitätsprofessor Dr. Wentscher, Philosophie und Religion. Der Herausgeber will über religiöse Richtungen referieren, so über die „Gralsbotschaft“, die Gottesbotschaft Joh. Lorbeers, über Holzapfels panidealistische Ethik und Religion, über Gogarten u. a.

Als unentgeltliche Buchbeigabe für das 1. Vierteljahr 1929 wird mit dem Februarheft versandt werden:

Thomas Campanella, Der Sonnenstaat

FELIX MEINER VERLAG IN LEIPZIG

Eine Zierde im Bücherschrank

bilden die geschmackvoll in Ganzleinen gebundenen Jahrgänge von Philosophie und Leben — Für den hiermit abgeschlossenen Jahrgang 1928 steht dieselbe

Einbanddecke

wie für 1927 zum Preise von RM 1.— zur Verfügung / Bestellungen richte man an seine Buchhandlung! / Das Porto für direkte Zusendung beträgt RM —.30 / Eine Bestellkarte liegt hier bei

Das Abonnement läuft, ohne daß es einer besonderen Erneuerung bedürfte, weiter, wenn die Abbestellung nicht bis zum 15. des letzten Quartalsmonats beim Verlag erfolgt ist.

Henri Bergson Nobelpreisträger 1927

Vor kurzem erschien als neuestes Werk

HENRI BERGSON
DIE SEELISCHE ENERGIE

Übersetzt von Eugen Lerch. Geh. 6.25, in Leinen 9.50

Inhalt: Bewußtsein und Leben / Leib und Seele / Geisteserscheinungen und psychische Forschungen / Der Traum / Die Erinnerung des Gegenwärtigen und das falsche Wiedererinnern / Die geistige Anstrengung / Hirn und Denken: Eine philosophische Illusion

Es ist noch lange nicht still geworden um Henri Bergson, denn seine „Philosophie des Lebens", die im Gegensatz zum Materialismus alles Geschehen in lebendiger Bewegung sieht, entspricht dem Lebensgefühl unserer Zeit. Mit seiner Anschauung von der allem Leben zugrunde liegenden Schöpferkraft und dem schöpferischen Bewußtsein des Menschen, das die Vergeistigung der Daseinsformen bewirkt, hat er einen großen Einfluß auf das gesamte europäische Geistesleben ausgeübt, wofür er den Nobelpreis für 1928 erhielt. Sein neuestes Werk „Die seelische Energie" faßt in knapper, klarer Form die in der „Schöpferischen Entwicklung" und in seinen zwei früheren Hauptwerken „Zeit und Freiheit" und „Materie und Gedächtnis" vorgezeichneten Grundtatsachen seiner Lebensanschauung zusammen.

Man verlange ausführlichen Sonderprospekt

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

Paul Feldkeller

Verständigung

als philosophisches Problem

Das „Interesse" mit Rücksicht auf Weltfrieden, Erziehung und Recht

Halbleinenband M. 9.50, broschiert M. 8.–

Hier wird auf der Grundlage des zentralen Begriffs des „Interesses", der Untersuchung seiner Struktur und seiner Wirkungen eine Philosophie der menschlichen Verträglichkeit, des gegenseitigen Gerechtwerdens und Auskommens entwickelt. Der Verfasser bemüht sich um die geistige Durchdringung aller damit zusammenhängenden Gegenstände: Religion, Tradition, Parteibildung, öffentliche Meinung, Erotik, Politik, Seelsorge, Abfall, Bekehrung, Verstocktheit, Reue, Gewissen, Mitleid, Verdrängung, Klatsch, Beleidigung, Parlamentarismus, Maschine, Organisation, Krieg, Pazifismus, Wohltätigkeit, Undank, Umlernen, Demagogie, Besessenheit, Perversion, Verstehen, Suggestion, Initiative, Überzeugung, Gerechtigkeitsgefühl.

Bei aller angestrebten Exaktheit ist die Darstellung ausnahmslos an den Problemen des Lebens selber orientiert und mit einer Fülle von Beispielen aus dem Alltag belegt.

Das Buch ist daher nicht bloß für den Philosophen, Psychologen und Soziologen, sondern auch für alle Eheleute, Eltern, Erzieher, Seelsorger, Richter, Anwälte und vor allem auch für den Politiker geschrieben.

Hermann Thomsen

Tod und Neue Geburt

Die Wiederverkörperung bei Schopenhauer und in einer Philosophie des Lebens

In biegsamem Ganzleinenband M. 6.–

Das Buch ist zu einem Teil Erläuterung der Lehre Schopenhauers von der Unzerstörbarkeit unseres wahren Wesens durch den Tod. Zum anderen Teil ist es Kritik am Pessimismus. Das Entscheidende und Befreiende an dieser produktiven Kritik aber ist, daß sie zeigt, wie Wiederverkörperung und neue Geburt von der Verneinungslehre unabhängig sind und auch für den Menschen Geltung haben, der sich voll in den Dienst des Lebens stellt. Thomsens Buch berührt nicht nur jene tiefsten Fragen unseres Lebens, es entwirrt, lichtet und durchdringt sie. – Aber noch etwas anderes muß man von dieser Schrift sagen: nämlich daß sie eine Art Einführung in philosophisches Betrachten und Erkennen ist.

Im Ganzen ein Buch, das über den engeren Kreis der philosophisch Vorgebildeten hinaus für jeden ernsten Menschen geschrieben ist. Da der Preis sehr niedrig gehalten ist, darf man hoffen, daß das Buch durch eine weite Verbreitung seine schöne Aufgabe erfüllen wird.

Verlag Kurt Stenger, Erfurt

DR. WALTHER ROTHSCHILD
BERLIN-GRUNEWALD

Soeben erschien:

Gustav Adolf Walz

Dr. jur. Dr. phil. Privatdozent
an der Universität Marburg

Die Staatsidee des Rationalismus und der Romantik und die Staatsphilosophie Fichtes

Zugleich ein Versuch zur Grundlegung einer allgemeinen Sozialmorphologie

XVI und 688 Seiten Großoktav
M. 30.—; Ganzleinen M. 35.—

Dieses Buch setzt sich aus drei Teilen zusammen: aus einer Grundlegung der allgemeinen Sozialmorphologie; aus der Betrachtung der Staatsidee des Rationalismus und der Romantik; endlich aus einer Untersuchung der Fichteschen Staatsphilosophie. In der tiefinneren Verbindung dieser drei Gebiete zu einer geschlossenen Einheit kommt das Grundmotiv dieses Werkes zur Erscheinung: die isolierte Rechts- und Staatswissenschaft durch den Versuch einer allgemeinen Sozialmorphologie, deren Grundgesetze auch für sie Gültigkeit beanspruchen, in größere, umfassende Zusammenhänge einzuordnen, um sie mit neuem Leben zu befruchten und neuen Zielen zuzuführen.

Die Sozialmorphologie unternimmt es, die bisher wesentlich einheitlich »amorph« geschaute rechtlich-soziale Welt in drei sozialmorphologische Grundtypen auszukristallisieren. Durch sie erhält der große Umschwung der europäischen Ideologie vom Naturrechtdenken des Rationalismus zum historisch-positiven Denken der Romantik neue ungeahnte Bedeutung. Die Thesen der Naturrechtskonstrukteure werden erkannt als die ersten modernen Versuche zu einer umfassenden, vom Recht und vom Staat ausgehenden Soziologie, freilich mit gänzlich verschiedenem sozialmorphologischen Ideengehalt.

Die Bedeutung einer solchen sozialmorphologischen Beurteilung zeigt die Untersuchung der Fichteschen Staatsphilosophie. Jener Wandel Fichtes vom Jakobiner zum Staatssozialisten und Staatsmachiavellisten erhält erst in der sozialmorphologischen Einordnung eine abschließende befriedigende Ausdeutung. Da die großen staatspolitischen Probleme im Fichteschen Staatsdenken heute wieder aktuell sind, leitet das Werk in die modernste, staatsrechtliche, politische und juristische Problematik über.

Ausführlicher Prospekt zu Diensten